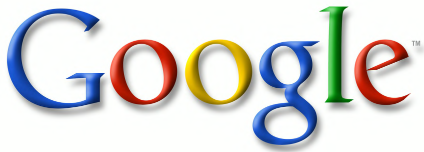


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

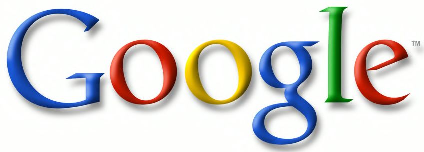
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

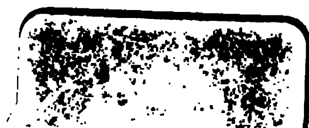
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





Im Vaterhaus.



Im Verlage von Carl Konegen in Wien ist erschienen:

Dramaturgische Vorträge.

Von

Alfred Freiherrn von Berger.

Zweite Auflage. — 266 Seiten 8°. — Preis 4 Kronen.



Dr. Johann Nepomuk Berger.

Alfred Freiherr von Berger
und
Wilhelm Freiherr von Berger

Im Vaterhaus.

Erster Theil: **Im Vaterhaus** 1851—1870
Jugenderinnerungen von
Alfred Freiherrn von Berger.

Zweiter Theil: **Mein Vater und ich** 1849—1870
Jugenderinnerungen von
Dr. Wilhelm Freiherrn von Berger.

Mit dem Porträt von Dr. Joh. Nep. Berger.

Wien
Verlag von Carl Konegen.
1901.

MEH



Dr. Johann Nepomuk Berger.

• • Alfred Freiherr von Berger • •
und
• Wilhelm Freiherr von Berger •

Im Vaterhaus.



Erster Theil: **Im Vaterhaus** • • 1853—1870 • •
Jugenderinnerungen von
Alfred Freiherrn von Berger.

Zweiter Theil: **Mein Vater und ich** • 1849—1870 •
Jugenderinnerungen von
Dr. Wilhelm Freiherrn von Berger.

Mit dem Portrait von Dr. Joh. Nep. Berger.

Wien
Verlag von Carl Konegen.
1901.



CT995
B4A3

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Erster Theil:

Im Vaterhaus.

1853—1870.

Jugenderinnerungen

von

Alfred Freiherrn von Berger.



Im Sommer dieses Jahres schrieb ich diese Jugenderinnerungen nieder, in den letzten Wochen, die ich in meiner Vaterstadt verlebte, ehe ich für unabsehbar lange Zeit, wenn nicht für immer, nach Hamburg übersiedelte.

Was mich schier wider meinen Willen zum Schreiben nöthigte, war zum Theil der Wunsch, den wenigen mir nahe stehenden Menschen ein Andenken zurückzulassen, zum Theil das Bedürfnis, Eindrücke und Personen, Zustände und Erlebnisse aus der frühen Jugendzeit für mich selbst aufzuzeichnen, um etwas von dem an ihnen haftenden Duft und Gefühl der Heimat mit mir in die Fremde zu nehmen ... Vor Allem aber wollte ich meinem Vater ein schlichtes Denkmal setzen. Die Menschen werden jährlich seltener, die ihn noch gekannt haben, dafür aber wächst und mehrt sich das jüngere Geschlecht, für welches die Erinnerung an meinen Vater im besten Falle nur ein Name ist. Indem ich dieses allmählige Erlöschen seines Gedächtnisses gewahrte, war mir oft um's Herz, als sähe ich den Vater zum zweitenmale hinschwinden und sterben, ihn, der in mir lebt, immer bei mir ist, wie ein unsichtbarer Hausgenosse. Um diesem Proceß nach meinen Kräften entgegenzuarbeiten, schrieb ich diese Erinnerungen auf, und dieser Beweggrund einzig und allein bestimmte mich auch, in ihre Veröffentlichung zu willigen.

Hamburg, im November 1900.

Alfred Freih. v. Berger.

Erstes Capitel.

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, so stellt es sich mir als eine lange Flucht mannigfaltiger innerer Zustände dar, leidenschaftlicher Gemüthsbewegungen, grüblerischer Gedankenmonomanien, beglückender und marternder Träumereien. Diese inneren Zustände waren mir immer die Hauptsache, und die äußeren Ereignisse, Handlungen und Werke waren mir immer nur wichtig, insofern sie sich auf meine inneren Zustände bezogen, sie entweder anregten und umwandelten, oder deren Äußerungen, Anzeichen und Abfälle waren. Sonst waren sie mir gleichgiltig bis zu einem Grade, den anderen Menschen, welche ihre äußere Existenz mit Aufmerksamkeit, Ernst und Sorgfalt führen, verständlich und entschuldbar zu machen, ich kaum hoffen darf. Der stoische Satz: „Was geht das mich an, was vor meiner Thüre geschieht“ ist mir also recht aus innerster Seele gesprochen. Von meinem inneren Leben mit verzehrender Ausschließlichkeit absorbiert, habe ich daher fast alles Äußere meistens vernachlässigt und gehen lassen. Das hat auf Gestaltung und Verlauf meines Lebens im ganzen und im einzelnen üble Wirkungen und Folgen geübt, die ich heiter und geduldig trage im Bewusstsein, die Ursache, die in meiner Persönlichkeit und in meinem angeborenen Schicksal liegt, nicht ändern zu können. Vielleicht lag ursprünglich in meiner Natur die keimkräftige Anlage zu einer andern Entwicklung, durch welche ich selbst und die Welt von meinen ungewöhnlichen Talenten und Eigenschaften mehr gehabt hätte; aber die Umstände und Einwirkungen, unter denen ich mich zu dem ausgewachsen habe, was ich bin, lagen so, dass ich

die Möglichkeit einer anderen gesünderen Entwicklung erst zu ahnen anfieng, als es zu spät war, als die Entwicklung, die ich wirklich genommen habe, so gut wie abgeschlossen und ich hart geworden war. Meine Jugend hätte vorerst eine tüchtige Mutter gebraucht, eine solche, wie Gottfried Keller sie in Frau Regula Amrain schildert, eine Mutter, die, wie sie der Frucht in ihrem Schoß erst den Körper baut, nachher dem geborenen Kind durch Liebe und Zucht die Seele schenkt und aufsäugt; und dann einen energischen, ausdauernden und weisen Erzieher, ja Zuchtmeister, der die überreichen Geistes- und Seelenkräfte, die sich in mir regten und kreuzten, zum einheitlichen Charakter, zum schöpferkräftigen Talent zu organisieren vermocht hätte. Was alsdann aus mir hätte werden können, darf ich nicht ausdenken, wenn mich nicht verächtliche Unlust an allem, was ich thatsächlich bin und leiste, ergreifen soll. —

Der gehirngewaltige und gemüthstiefe Mann, der mein Vater war, ist dieser Erzieher, wie ich ihn nöthig gehabt hätte, nicht gewesen. An aufopfernder Liebe zu mir und meinem Bruder hat es ihm nicht gefehlt; auch nicht an starkem Gefühl seiner Vaterpflicht. Wenn dieses ihn mächtig überfiel, so äußerte sich dies in periodischen erzieherischen Anfällen, die uns Buben anfangs nicht wenig verwirrten und erschreckten. Als wir aber dahinter gekommen waren, dass diese pädagogischen Platzregen sich schnell und ohne schädliche Nachwirkungen entluden, hatten wir bald Mittel ausgefunden, um jede dauernde Einschränkung unserer Freiheit zu vermeiden. Sobald wir bemerkten, dass wir wieder einmal erzogen werden sollten, giengen wir entweder auf die väterliche Intention gütig ein, wohl wissend, dass dies das Beste war, wenn die unbequeme neue Maßregel bald wieder einschlafen sollte, oder wir setzten ihr passiven Widerstand entgegen, wie es sich eben im einzelnen Falle empfahl. So erinnere ich mich, dass der Vater, der seine freigeistige Gesinnung vor uns niemals verheimlicht hatte, eines Tages anordnete, dass wir jeden Sonntag die Messe besuchen sollten. Ein anderesmal warf er uns in bitterer Weise vor, dass wir die patriarchalischen

Respectbezeigungen, die Kinder ihren Eltern in andern Familien erweisen, ihm gegenüber unterließen, ohne sie jedoch entschieden zu fordern, wozu er ein gewisses verlegenes Schamgefühl hätte überwinden müssen. Dann wieder wurde uns plötzlich verboten, über Personen und Dinge, die uns ehrwürdig sein sollten, gute oder schlechte Witze zu reißen, eine Neigung, an deren Entstehen das berühmte väterliche Beispiel nicht ohne Mitschuld war.

Eine gründliche und folgerichtige Erziehungsarbeit aber an den beiden jungen Menschenseelen durchzuführen, für die er mit Aufopferung sorgte, dazu war mein Vater unvermögend. Dazu fehlte ihm vor allem die Zeit und wohl auch das Talent. Auch wenn er sich seiner Familie ganz hätte widmen können, auch wenn er kein viel beschäftigter Advocat, kein berühmter Redner, kein großer Politiker gewesen wäre, der überdies die freie Zeit, die er sich absparen konnte, mit wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten ausfüllte, — auch dann wäre das Erziehen nicht seine Stärke gewesen. Zum Erziehen gehört eine gewisse naive Sicherheit und Entschiedenheit des eigenen Wesens und Wollens, welche geistreiche, von Reflexion innerlich zersetzte Menschen nur selten besitzen. Wem es nicht natürlich ist, seine eigene Art, seinen Willen, sein eigenes Urtheil und Gefühl über Gut und Schlecht anderen, ihm Unterworfenen aufzunöthigen, der wird kein rechter Erzieher sein. Die Grundkraft des Erziehertalents ist die Gabe, sich Gehorsam zu erzwingen, instinctiven Gehorsam, Herr zu sein, zu befehlen, andere Seelen in Wort und That zu duzen. Es scheint, dass diese urwüchsige Gabe sich in den Menschen abschwächt, je mehr geistige Cultur und Verfeinerung sie erwerben. Der Hund des Gelehrten wird selten so folgsam, so gut gezogen, so treu sein, als der Köter des Viehtreibers, dem er auf den Wink pariert, wie ein Glied seines eigenen Leibes. Mit der Kinderzucht ist's ähnlich.

Der Bauer trifft es, seinen Buben zum Bauern zu erziehen mit allem Leiblichen und Geistigen, was der Bauer braucht, wie die alte Gemse der jungen das Klettern und

Springen beibringt. Diese Erziehungskraft ist wie eine geistige Fortsetzung der Zeugungskraft, durch welche jedes Lebewesen ein Wesen seinesgleichen hervorbringt. Menschen, die nichts sind als Einzelexemplare einer Gattung, haben diese Kraft: in Menschen, die sich als geistige Individuen von der Gattung abgesondert haben, erlischt sie. Sie müssen sie, wie andere absterbende Instincte, ersetzen durch eine bewusst geübte Kunst, und zu einer solchen ist angeborenes, durch Studium, Erfahrung und Übung ausgebildetes Genie erforderlich. Ganz besonders zur schwierigsten aller Künste, der Erziehungskunst. Dieses Genie hat mein Vater nicht besessen. Vielleicht hätte seine Kraft ausgereicht, um ein normal begabtes Kind zum tüchtigen Mann zu erziehen. Aber der Aufgabe, die Entwicklung eines Kindes, wie ich eines war, gestaltend zu leiten, war er nicht gewachsen. Vielleicht wäre übrigens daran auch der genialste Erzieher gescheitert, wie einst Sokrates an der Erziehung des Alkibiades. Von den Lehrern und sonstigen Menschen aber, die in meiner Jugend pädagogisch an mir herumgedoctert haben, war keiner ein Sokrates. Ich freilich auch kein Alkibiades.

Die Folge dieses Mangels für mich ist, dass gewisse prosaische Grundeigenschaften des Charakters und des Intellectes, ohne welche selbst die reichsten und glänzendsten Gaben des Geistes und des Gemüthes nicht leisten, was sie leisten könnten, in mir ungenügend ausgebildet sind. Zu einer auch nur leidlichen Beherrschung meiner mannigfaltigen und mächtigen Seelen- und Geisteskräfte durch den Willen habe ich es nie gebracht. Ich war im Gegentheil immer von ihnen abhängig, wie von den Wandlungen der Witterung. Daher kommt es, dass mein Leben für mich nichts ist als eine lange Folge wechselnder, oft sehr gehaltvoller und eigenartiger innerer Zustände, welche ich nur zum allergeringsten Theil in wissenschaftlichen und dichterischen Werken verwertet und verewigt habe. Dazu hätte ich nur einiger bürgerlicher Qualitäten bedurft, die mir ein strenger Zuchtmeister in früher Jugend hätte einbläuen sollen. Möglich

wäre dies gewesen, denn an Sinn für die Tugenden, die mir mangeln, fehlt es mir nicht. Einiges habe ich später durch Selbsterziehung, die freilich nicht viel systematischer war, als die periodischen Erziehungsanwandlungen meines Vaters, nachzuholen vermocht. Wie oft habe ich Menschen beneidet, die ein höchst bescheidenes geistiges Capital so zu verwalten wussten, dass der Anschein geistigen Reichthums entstand. Scherzweise habe ich dann wohl gewünscht, es möge der kleine, kluge Kobold, der in solchen Köpfen sein fleißiges, sparsames Wesen treibt, meinem überfruchtbaren Gehirn auf einige Zeit zum Sequester bestellt werden. Vielleicht werde ich manchem, so wie ich mich hier aufrichtig und nicht ohne inneres Widerstreben geschildert habe, als lebendiges Sinnbild des reichen, armen Österreich gelten.

Ich bin überhaupt so recht der Race nach Österreicher. In meinen Adern fließt deutsches und ein wenig slavisches Blut, dem vielleicht einige magyarische Tropfen beigemengt sind, gewiss aber in starker Verdünnung etwas jüdisches Blut. Im Jargon der modernen Raceantisemiten bin ich also als Judenstämmling zu bezeichnen. Das mütterliche Großelternpaar des Vaters war jüdischer Race und Religion, seine Mutter wurde schon als Kind getauft. Meine übrigen drei Urgroßelternpaare waren katholische Christen und keine Semiten. Mehr ist mir von ihnen nicht bekannt. Nach einer Mittheilung des Vaters sollen die jüdischen Vorfahren aus Hessen in Mähren eingewandert sein. Er selbst wurde im Jahre 1816 in Prossnitz in Mähren geboren; seine Gymnasialstudien hat er in Olmütz absolviert. Er pflegte zu erzählen, dass ihn ein Angehöriger des Bombardiercorps auf den Wällen dieser Festung in den Anfangsgründen der höheren Mathematik unterrichtet habe. Durch einige Jahre war er Hauslehrer eines Grafen Chotek, des Neffen des damaligen Fürsterzbischofs von Olmütz. Dieser erkannte das große Talent des Hauslehrers und bot ihm an, in den geistlichen Stand zu treten, was mein Vater, nicht ohne inneren Kampf, ablehnte. Später hat er, wie ein Tagebuch aus den Vierziger-Jahren

beweist, zuweilen mit Sehnsucht an die Stille der Klosterzelle gedacht, in der er vor dem rauhen Leben hätte Zuflucht finden und sich ungestört seinen geistigen Interessen hätte widmen können. Sein einstiger Zögling, Graf Chotek, war in den Sechziger-Jahren unser Wohnungsnachbar im Bazar. — Meine Mutter kam Anfang der Zwanziger-Jahre zu Brumow in Mähren zur Welt. Von ihrem Vater, Franz Barwitsch, den ich als Kind noch gesehen habe, weiß ich nur, dass er einmal Besitzer einer Glashütte im Waagthal war und später in Raab in Ungarn lebte, wo er hochbetagt starb. Meine Mutter entstammte seiner ersten Ehe mit einer Tochter eines herrschaftlichen Güterverwalters in Brumow, der Gold hieß. Meine Großtante, die vom Tode der Mutter an bis zu ihrem Lebensende bei uns war, war die Schwester dieser meiner Großmutter. Der zweiten Ehe des alten Barwitsch entsprossen zwei Töchter und zwei Söhne: Theodor und Albin, die, in ungarische Nationaltracht gekleidet, in den frühen Sechziger-Jahren bei uns aus- und eingiengen, während sie in Wien ihren Studien oblagen. Theodor starb früh, Albin aber bekleidet seit langer Zeit in Budapest eine hohe Stelle in der Leitung der ungarischen Staatseisenbahnen.

Mein Vater konnte als lebender Beweis für die Richtigkeit der Meinung Bismarcks gelten, welcher sich von der Kreuzung der deutschen mit der jüdischen Race günstige Züchtungsergebnisse versprach. Er war von ähnlichem Schlage, wie der letzte Finanzminister des Ministeriums Taaffe und jetzige Vicepräsident des obersten Gerichtshofes, Dr. Emil Steinbach, der eine gewisse geistige Familienähnlichkeit mit dem Vater hat und wohl auch als politische Individualität dem sehr nahe kommt, was der Vater geworden wäre, wenn der Tod seine Entwicklung nicht vorzeitig abgeschnitten hätte. Ich kenne noch einige Menschen dieser Art, — sämmtlich Judenstämmlinge. Alle haben etwas geistig Sprühendes, und es fehlt ihnen vielleicht sogar jenes Gran Borniertheit, mit welchem der Geist legiert sein muss, um für das wirkliche

Leben ganz brauchbar zu sein. Die körperliche Erscheinung des Vaters verrieth seine theilweise jüdische Abstammung nur dem feinen Kenner. Die Nase war leicht gebogen, das natürlich gelockte Haar war viel dunkler als der schüttere blonde Schnurr- und Knebelbart, über dem auf dem Kinn eine spärliche „Fliege“ saß. Dieser Helligkeitsunterschied zwischen Haupthaar und Bart, sowie die Anlage zum natürlichen, nicht vom Barbier zurechtgestutzten, Knebelbart kommt, wie ich beobachtet habe, bei Juden nicht selten vor. In der Sprechweise des Vaters war nicht der leiseste jüdische Accent, vielmehr hatte sein Deutsch eine leichte mährische Färbung nie ganz abgestreift. Vielleicht verdankte er seinen semitischen Ahnen die unglaubliche Schnelligkeit und Präcision der Gedanken- und Begriffsbildung, sowie die Gelöstheit der Zunge, welche ihn in stundenlangen Reden, wie auch im Leben, sich kaum je versprechen, und ihn bei der Auswahl der Worte mit unfehlbarer Sicherheit immer den haarscharf treffenden Ausdruck finden ließ. Etwas davon mag auf mich übergegangen sein.

Zweites Capitel.

Die fehlende eigentliche Erziehung durch den Vater wurde uns einigermaßen ersetzt durch die unbewußt und unwillkürlich geübte gestaltende und prägende Einwirkung seiner mächtigen Persönlichkeit, welcher sich niemand, der sie erfuhr, zu entziehen vermochte, am wenigsten natürlich wir, seine Kinder. Freilich war dies nur ein unvollkommener, ja in mancher Hinsicht ein gefährlicher Ersatz. Blendende Geistesgaben, wie sie die Natur nur selten den höchsten Genien verleiht, waren in meinem Vater verbunden mit Charaktereigenschaften, um die ihn Helden und heilige Märtyrer beneiden konnten. Aber ein harmonischer Mensch, von dem etwa eine gute und kluge Mutter wünschen konnte, daß ihn ihr Kind immer als Muster und Beispiel vor Augen habe, um sich an ihm zu entwickeln und zu bilden, das war mein Vater nicht. Züge und Instincte waren in ihm, die man nur dämonisch, ja diabolisch nennen kann. Weichster Güte fähig, die bis zur Selbstaufopferung gehen konnte, vermochte er ingrimmig zu hassen, und seines gefürchteten Witzes bediente er sich nicht nur als einer vergifteten Waffe gegen Feinde und Widersacher, sondern opferte auch wohl gelegentlich den treuesten Freund der eiteln Sucht, durch seinen treffsicheren Sarkasmus zu glänzen. Er war eben so, wie sein hartes Leben ihn gehämmert und geschliffen hatte. Früh verwaist, hatte er sich schon als Knabe sein karges Brot selbst erarbeiten müssen und war durch die bittersten Entbehrungen und Demüthigungen der Armut hindurchgegangen. Im Kampf um's Dasein, den er in zartester Jugend in seiner nacktesten

Form bestehen musste, verwandelten sich ihm seine gewaltigen Talente in geistige Waffen, in Giftzähne und Krallen. Seit dem Tode seiner Mutter, deren Andenken er tief ins Leben hinein einen schwärmerischen Cultus widmete, hat sein Herz bis an die Schwelle des Mannesalters Liebe weder empfunden, noch empfangen. Vielleicht war das Übergewicht seines ungeheuren Intellectes über jene seelischen Kräfte, die man Gemüth nennt, schon in seiner Naturanlage begründet; jedenfalls aber haben Schicksal und Selbsterziehung das Ihrige dazu gethan, dieses Missverhältnis zu steigern, auf welches er sogar zuweilen stolz zu sein schien. Die diabolischen Regungen sind, wie ich glaube, auf Vererbung zurückzuführen.

Mein Vater erzählte uns zuweilen von seinem Vater, der durch allerlei Streiche in jenem Theil Mährens, der die Hanna heißt, den Ruf eines Eulenspiegels hinterlassen hatte. So fuhr er eines Tages querfeldein über die Saat hin, so dass ihm die Bauern drohend zu Leibe rücken wollten. Als er sie herankommen sah, drehte er seinen großen Radmantel um, so dass dessen rothes Futter nach außen kam, und ertheilte den Bauern, sich erhebend, den Segen. Diese hielten ihn für den Cardinalerzbischof von Olmütz und sanken andächtig auf die Kniee. Ein anderesmal verabreichte er, der, wie es scheint, als Wunderdoctor galt, einem Juden Pillen, die aus dem Ziegenstall herrührten, und freute sich nicht wenig, als der Patient nach einigen Tagen um eine zweite Dosis dieser Pillen und das Recept bat, weil ihm die erste gar so gut gethan hätte. Einem Juden, den er am Wirtshaustische schlafend antraf, soll er den Bart an den Tisch festgesiegelt und dann laut: „Feuer!“ geschrien haben.

Wenn ich als Knabe gelegentlich Zeuge davon war, wie mein Vater einen armen Teufel, der sich nicht wehren konnte, durch seinen witzigen Spott vor allen Leuten lächerlich machte, musste ich an seinen Vater denken, und hatte den Eindruck, als ob etwas von der Anlage, die sich in jenem rohen und grausamen Schabernack verrieth, vergeistigt in ihn übergegangen wäre. Dies halte ich für umso wahr=

scheinlicher, als auf einen der beiden Brüder des Vaters sich offenbar Charakterzüge meines sonderbaren Großvaters vererbt hatten. Der eine dieser älteren Brüder, Adam, war ein bescheidener, ja demüthiger Mensch, der in Olmütz ein kleines Handelsgeschäft mit wenig Erfolg betrieben hatte und nun von der Unterstützung des Vaters lebte. Er war ein gutmüthiger, behäbiger Mann von geringen Geistesgaben, zermürbt von Sorgen und Kummer, so dass ihm bei jeder Kränkung gleich die Thränen in die Augen traten. Dies pflegte immer zu geschehen, wenn er bei seinen Besuchen bei uns mit dem Vater in persönliche Berührung kam, den alles sentimentale, gerührte Wesen leicht ärgern und zu beißenden Ausfällen reizen konnte. Einmal, als Onkel Adam bei uns zu Tische war, kehrte sich ihm die volle Schüssel in seiner zitternden Hand so um, dass alle Speisen auf dem Tisch lagen. Der zweite Bruder, Rudolf, war aus härterem Stoff. Er war in die Welt gegangen, als unser Vater noch ein kleines Kind war. Niemand hatte seither etwas von ihm gehört. Der Vater vermuthete ihn in Amerika. Plötzlich, 1867, als mein Vater soeben Minister geworden war, tauchte er wieder auf, und zwar in Essegg. Ein Zeitungsredacteur schrieb dem Vater die erste Nachricht und schickte ein Bild des durch fast ein halbes Jahrhundert Verschollenen. Das Gesicht mit dem Knebelbart zeigte das Berger'sche Gepräge. Der Vater, tief bewegt, ließ ihn kommen und stellte im Gespräch mit dem kleinen, wenig Vertrauen erweckenden Manne fest, dass er Familiendinge aus der Jugend wusste, die nur ein Familienglied wissen konnte. Über seine Echtheit war kein Zweifel. Dagegen entfaltete er viele Eigenschaften, die in jeder Hinsicht das Gegentheil der erfreulichen Qualitäten waren, die sonst die Onkel aus Amerika zu haben pflegen. Zunächst war er nie in Amerika gewesen, obwohl er es behauptete, als er bemerkte, dass wir Wert darauf legten. Auf die Frage, warum er nie etwas von sich habe hören lassen, antwortete er: „Wozu hätte ich mich melden sollen? Gut gegangen ist es mir . . .,“ und enthüllte dadurch das

Motiv seines Auftauchens. Was er getrieben hatte und gewesen war, ließ sich nicht recht aufklären. Er scheint in Ungarn, Croatien und Rumänien ein unruhiges Leben geführt zu haben. Der Ansprüche an den Vater war kein Ende, bald war er plötzlich irgendwo erkrankt, bald hatte er sein Geld verloren. Der Vater brach daher jede gemüthliche Beziehung, zu der er sich im ersten Moment fast hätte verführen lassen, in seiner schneidenden Weise ab. Nach dem Tode des Vaters schrieb er uns noch einmal um Geld und versank dann wieder in die Verschollenheit, der er besser nie entstiegen wäre.

Von den erwähnten Fällen, die meinem Vater den Ruf der Bosheit eintrugen und ihm viele Feinde machten, ist mir einer im Gedächtnis haften geblieben, dessen Opfer der damalige Bezirksvorsteher von Ischl war. Dieser pflegte, angethan mit weißen Beinkleidern und schwarzem Gehrock, den spiegelnden Cylinder auf dem Kopf, durch die Wälder um Ischl zu spazieren, wobei er in der That eine ziemlich komische Figur abgab. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, den Cylinder, halb aus Respect vor dem berühmten und einflussreichen Abgeordneten, halb der Hitze wegen in der Hand tragend, neben meinem Vater dem Fichtenwalde zuschritt, die Luft mit der Nase einsog und von Zeit zu Zeit sagte: „Das wird heute ein Aroma werden!“ Als mein Vater bald nachher in einer Reichsrathssitzung eine Rede hielt, in welcher er über die Bezirksvorsteher zu sprechen hatte, entwarf er, ohne zu bedenken, wie sehr er dem armen Manne damit wehe that und schadete, ein so ähnliches carikiertes Porträt des Unglücklichen, dass dieser in seinem ganzen Bezirk zum Gegenstand des Gelächters wurde. Er schrieb meinem Vater deshalb einen sehr bitteren Brief, und ich hoffe, dass mich mein Gedächtnis nicht trügt, wenn ich glaube, dass mein Vater später als Minister durch seine Protection an ihm gut gemacht hat, was er im Übermuth seines Talents an ihm gefrevelt hatte.

Ich meine, nicht weiter ausführen zu müssen, warum mein Vater für einen Knaben wie mich, kein ganz unbedenkliches Vor-

bild war. Ihm war es nicht gegeben, aus pädagogischen Rücksichten sein Wesen und Temperament vor seinen Kindern zu verleugnen. Er war vor seinen Kindern der Nämliche, der er vor andern war. Allerdings mit einem großen Unterschiede: daſs er für uns die innigste Liebe hatte, die er zu fühlen und durch die That zu bewähren fähig war. Seine Weise, uns zu lieben, stimmte völlig zu seinem übrigen Wesen, in dem vieles, was in gewöhnlichen Menschen naiver Naturinstinct und Naturtrieb ist, zum Gedanken und zur Pflicht vergeistigt war. Er erkannte und fühlte sich dadurch, daſs er uns das Leben gegeben hatte, uns gegenüber grenzenlos, mit seiner gesammten Persönlichkeit, verpflichtet. Das Empfinden dieser Verpflichtung, welcher er jede andere Rücksicht, jedes egoistische Interesse erbarmungslos zu opfern ein- für allemale entschlossen war, war der Kern seiner Liebe; sie war ihm eine Art von kategorischem Imperativ, wie denn überhaupt die Kant'sche Ethik mit ihrem berechtigten Miſstrauen gegen das Herz mit seinen unverläſslichen Neigungen, mit ihrem Bestreben, das menschliche Handeln und Leben auf Principien von mathematischer Unbedingtheit zu gründen, ihm, dem gewaltigen Logiker mit dem zum Sanguinismus neigenden Gemüth, in hohem Grade congenial war. Dieses oberste Gesetz, dem er seine persönliche Existenz unterwarf, verkörperte sich ihm in seinen beiden Söhnen. Sein felsenfester Entschluſs, diesem Gesetze zu gehorchen, war seine Vaterliebe. So eisig kalt und klar, wie die Sache hier auf dem Papier steht, war sie natürlich im lebendigen Herzen meines Vaters nicht. An persönlicher Zuneigung und Zärtlichkeit für jeden einzelnen seiner Knaben hat es ihm nicht gefehlt. Aber ich habe doch bemerkt, daſs das Gefühl anderer Väter für ihre Kinder mehr Blutwärme, mehr Sinnlichkeit hatte, mehr Freude an den Wesen war, die Fleisch von ihrem Fleische und Geist von ihrem Geiste sind. Bezeichnend scheint mir, daſs sich unser Vater von uns nicht „Papa", sondern „Vater" nennen ließ. Ich verstand diese Nuance schon damals und kam mir viel vornehmer vor, als gewöhnliche Kinder, die „Papa"

sagen. Wahrscheinlich schöpfte die Willensliebe meines Vaters ihre Kraft aus einem tiefen Mitleid, das ihn zuweilen anwandelte, wenn er die beiden kleinen, hilflosen Wesen ansah, die er in diese Welt gesetzt hatte, in welcher er sie bald ohne Schutz und Halt zurücklassen musste. Dass dies erfolgen werde, ehe seine Kinder für den Lebenskampf gereift und gerüstet waren, konnte ihm seit dem Anfang der Sechziger Jahre, in denen sich bei ihm ein unheilbares Hals- und Lungenleiden einstellte, wohl kein Geheimnis sein. In einigen Strophen, die sich in seinem Nachlass vorfanden, hat er diesem oft empfundenen Gefühl knappen und, wenigstens für mich, tief ergreifenden Ausdruck gegeben:

O könnt' ich alle Borne leeren
Der Liebe auf Dein junges Haupt
Und jedem Schicksalstreiche wehren,
Der Deinem Kranz ein Blättchen raubt.

Wie freudig trüg' ich alle Schmerzen,
Die grollend Dir die Parze spinnt,
Wie gerne böt' ich meinem Herzen,
Was finster in das Deine sinnt.

O könnt' ich alle Kraft Dir spenden,
Die hart das Leben mit gestählt,
Um Dich gewappnet auszusenden
Zum Kampf, der keinem je gefehlt.

Noch schütz' ich Dich mit meinen Armen
Und Segen weht auf Dich mein Kuss;
Mög' Gott sich Dein, mein Kind, erbarmen,
Wenn ich von Dir einst scheiden muss.

Verschärft, ja vergiftet wurde dieses Gefühl absoluter Verantwortlichkeit für uns und unser Los dem Vater durch das Bewusstsein, dass die Frau, die uns ihm geboren hatte, unsere Mutter, eine schwer kranke Frau war. Sie starb 1858, nicht ganz fünf Jahre nach meiner Geburt, neun Jahre nach der Geburt meines Bruders. 1847 hatte er sich mit ihr verheiratet. Vielleicht trug sie schon damals den Keim des Übels, das ihr Leben lange vor der Zeit zerstört hat, in

der Brust. Ja, die Vermuthung liegt nahe, dass sie ihn sich bei der Pflege ihres Bruders, der an der nämlichen Krankheit starb, eingepflanzt hat. Die aufopfernde Liebe, welche sie bei der Pflege dieses Bruders bewährte, soll in meinem Vater eine Begeisterung, die er für die wahre Liebe hielt, erregt und ihn bewogen haben, ihr seine Hand anzutragen. Familieneinflüsse mögen mitgeholfen haben, die Verbindung der beiden, die entfernt miteinander verwandt waren, herbeizuführen. Jedenfalls ist beiden Theilen aus dieser Ehe kein rechtes Glück erblüht. Eine eigentliche Erinnerung an meine Mutter bewahre ich nicht in mir. Wenn ich an sie denke, so sehe ich, wie sich bei einem erstickenden Hustenanfall ihr Gesicht röthet, der Mund öffnet und die Zunge krümmt. Dies ist die einzige Spur von ihr in meinem Bewusstsein, die echte Erinnerung ist, nicht das Erzeugnis früh gehörter Erzählungen anderer. Dann entsinne ich mich, dass eines Nachts der Vater sehr bewegt zu uns in das Kinderzimmer kam und sagte: „Kinder, betet, der Mutter ist sehr schlecht.“ Dann wurde uns gesagt, die Mutter hätte nach Süden abreisen müssen, und wir Kinder kamen auf einige Tage zu einer verwitweten Tante, die im Bürgerspital wohnte, einem weitläufigen Gebäude mit vielen Höfen in der Nähe des Kärntnerthores. Eben diese Tante zog bald nach dem Tode der Mutter zu uns, um dem Haushalt vorzustehen und bei uns Mutterstelle zu vertreten. Sie hat in meinem Leben eine wichtige Rolle gespielt und ist bis zu ihrem Tode bei mir geblieben. Im Jahre 1887, wenige Stunden, nachdem ich von meiner Reise nach Indien zurückgekehrt war, habe ich ihr die Augen zugedrückt. Von meiner Tante habe ich einiges über meine Mutter gehört, die „arme Fanny“, wie mein Vater sie nannte, wenn er im Gespräch mit der Tante ihrer gedachte. Er sprach mit uns oft von ihr, sichtlich bemüht, ihr in den Herzen ihrer Kinder, die sie so früh verlassen musste, wenigstens ein schattenhaftes Fortleben zu sichern. Sie war von hohem Wuchs und trug nach damaliger Mode das Haar glatt gescheitelt. Aus ihren Zügen, die

ein Porträt mir bewahrt hat, spricht Güte und Verstand. Schön war sie nicht. Überhaupt war sie jenem mir nur allzubekannten Typus von Damen höchst unähnlich, wie sie meinen Vater später zeitweilig zu interessieren pflegten und ihn mit dem Gedanken spielen ließen, wieder zu heiraten. Mit ihrer schlichten, bürgerlich tüchtigen Art, gehörte sie jenem bescheidenen Lebenskreise an, aus dem sich mein Vater bald nach seiner Heirat zu Erfolg, Ruhm und Vermögen emporzuarbeiten begann. Offenbar empfand sie das Missverhältnis tief, und ihre Kränklichkeit, die sich bald zu einem unheilbaren Leiden entwickelte, machte die Sache noch schlimmer. Von eifersüchtiger Natur, kränkte und härmte sie sich ab und gewährte meinem Vater die Aufheiterung nicht, deren er, als ein nervöser, reizbarer, von seinem Geist umgetriebener und verzehrter Mensch, sehr bedurfte. Wenn sich später bei mir der Hang zeigte, mich in eine traurige Vorstellung zu „verbohren", so sagte meine Tante wohl: „Das hast Du von der Mutter geerbt; sie hat es verstanden, sich und andern das Leben zu verbittern." Ich glaube wirklich, dass eine gewisse sorgende und bangende Unterströmung in meinem Lebensgefühl zum Theil dem kummervollen Gemüth der Frau entspringt, die mich geboren hat. Auf ihrem Sterbebette dürfte sie die Angst gemartert haben, dass ihr Gatte nun nichts Eiligeres zu thun haben werde, als ihren Kindern eine Stiefmutter zu geben; vielleicht verbargen ihr die in die Augen springenden Schwächen ihres glänzenden Gemahls das Großartige, das auf dem Grunde seines Charakters ruhte. Meine Tante musste ihr versprechen, die Kinder nie zu verlassen und sie vor jeder sie bedrohenden Gefahr zu schützen. Die treue, aber nicht immer verständige Art, in welcher meine Tante diese Verpflichtung erfüllte, hat in meine Jugend tiefe Schatten geworfen und meinem überreizbaren jungen Gemüth Gefühle abgenöthigt, die ich besser nicht empfunden hätte. — Wie mein Vater seine Ehe beurtheilte, lassen folgende zwei Strophen ahnen, die er „Welk" betitelt hat:

An Dein ödes, welkes Leben
Hab' mein grünes ich gerankt;
Blüten konntest Du nicht geben,
Hast das Blühen mir gedankt.

Danktest mir's auf Deine Weise:
Weggewelkt hast Du mich ganz;
Blatt auf Blatt fiel traurig leise —
Welk ist jetzt der volle Kranz.

Der Tod der Mutter hat ihn tief erschüttert. Acht oder neun Jahre nachher ließ er mich eines Abends, wie er dies zuweilen that, wenn er guter Stimmung war, einige seiner Gedichte lesen, die er sehr schätzte und auf Briefpapier sauber selbst abschrieb. Endlich reichte er mir ein schwarzgerändertes Blatt hin und sagte: „Lies; aber — die zweite Strophe lies nicht." Der Titel des Gedichtes war:

„An ihrem Sterbebette"; es lautet so:

Noch einen Blick, noch einen Kuss,
Dann lebe wohl für immer;
Aus trübem Aug' den letzten Gruß,
Den letzten Lebensschimmer.

Von diesem Dasein voller Trug,
Dem Wahn der langen Jahre
Das Resultat: Ein Athemzug
Und dann — die dunkle Bahre.

Der letzten Faser schwache Kraft,
Die Dich an uns gebunden —
Noch ein Empfinden, und erschlafft
Ist all' was Du empfunden.

Noch ein Gedanke und dann Nacht,
Als wärst Du nie geboren,
Und alles, was Du je gedacht,
Auf ewig Dir verloren.

Und alles, was Du je geliebt,
Auf ewig Dir entrissen,
Was ganz und voll das Leben gibt,
In Moder, Staub zersplissen.

Noch tickt die Wanduhr hin und her,
Es schlägt Dein Herz so leise —
Noch tickt die Uhr — Dein Herz nicht mehr —
Schlaf' wohl, und — gute Reise.

Ohne sie lesen zu wollen, erfasste ich doch die mir verbotene zweite Strophe mit einem einzigen schnellen Blick, aber ich ließ es mir nicht anmerken; ich begriff auch sogleich ihre volle Bedeutung. In einer späteren Abschrift des Gedichtes hat mein Vater sie weggelassen. Sichtlich befriedigt über den Eindruck des Gedichtes auf mich, legte er es wieder in die Lade seines Schreibtisches — des nämlichen, an welchem ich diese Zeilen schreibe.

Die Krankheit der Mutter steigerte die Sorge des Vaters um unsere Gesundheit zu krankhafter Ängstlichkeit. Hätte er doch damals, in die Zukunft schauend, durch zweites Gesicht die sehnige Rüstigkeit des älteren und den hünenhaften Körperbau des jüngeren Sohnes erblicken können, wie viel Bangen und innerer Vorwurf wäre ihm erspart geblieben! So aber sah er in jeder Heiserkeit, in jedem Hüsteln schon ein Vorzeichen der heranschleichenden mütterlichen Todeskrankheit. Oft schlug dieses Leiden, welches ihm die Schwankungen unserer Gesundheit verursachten, in heftigen Ärger über den unschuldigen Urheber dieses Leidens um. Wehe uns, wenn wir dem Vater sagen mussten, dass wir Schmerz im Halse hatten. Wir konnten sicher sein, dass er uns nach genauer Erforschung unseres Verhaltens in den letzten Tagen zornig bewies, dass nur unsere unbegreifliche und unverzeihliche Dummheit schuld sei an dem Unwohlsein. Kein Wunder, dass wir infolge dessen ein Unwohlsein so ungern gestanden, wie andere Kinder einen schlechten Streich. Zum Theil war auch die Isolierung, in welcher unsere Jugend verfloss, eine Folge dieser Ängstlichkeit des Vaters. Diese Isolierung hat auf uns beide bedeutsame Wirkungen ausgeübt und hat insbesondere meinem Leben die Richtung nach innen gegeben, die für mein Wesen und für meinen Lebenslauf entscheidend geworden ist.

Drittes Capitel.

Im Gehirn eines jeden Menschen steht die ganze Geschichte seines Lebens aufgezeichnet, vom Leben selbst in seine durchfurchten, vielgewundenen Flächen eingetragen in der unentzifferbaren Geheimschrift der Natur mit einer Ausführlichkeit und Lückenlosigkeit, mit der verglichen das sorgfältigst und fleißigst geschriebene Tagebuch nur ein allgemeiner und ungenauer Auszug ist. Schade, dass man dieses vom Gehirn automatisch geführte Tagebuch nicht zwingen kann, sich selbst laut vorzulesen. Das würde oft anders lauten als die Autobiographie, wie sie unser Gedächtnis, gleich einem wohlwollenden oder bestochenen Zeugen, uns vorerzählt. Von mir darf ich ohne Überhebung behaupten, dass mir von dem Inhalt des Tagebuches, das mein Gehirn in sich selbst niedergelegt hat, mehr bewusst ist, als vielen anderen Menschen. Mein bester geistiger Besitz, ja mein eigenstes Talent, besteht in der Gabe, die zahllosen und höchst verschiedenartigen Zustände, in denen ich mich seit früher Jugend bis zum heutigen Tage abwechselnd befunden habe, wenn ich ihrer bedarf, wieder in mir aufleben zu lassen, und zwar mit großer Stärke, Deutlichkeit und Detailliertheit. Freilich hat mein Wille auf dieses Aufleben zwar Einfluss, aber keine unbedingte Gewalt. Um mir ganz fremdgewordene Gemüthslagen von einst zu erneuern, insbesondere krankhafte, oder sehr leidenschaftliche, von denen ich mich jetzt genesen fühle, bedarf es längeren angestrengten Entsinnens. Auch will es mir nicht gelingen — eine innere Erfahrung, die ich bei der Denkarbeit gemacht habe, die diesen Aufzeichnungen vorhergieng —, die ganze Folge der

inneren Zustände, die mein Leben ausmacht, als fortlaufendes Band aus meinem Kopf herauszuwickeln. Aber die Leistungen meines Geistes haben doch vornehmlich darin ihren Ursprung, dass mein Selbstbewusstsein nicht nur erfasst, was ich im Augenblicke denke, empfinde und bin, sondern sich auf sehr vieles zurückerstreckt, was ich einmal war. All' die früheren, gewesenen Ich's, die ich einmal mit meinem Leben erfüllte und durchdrang, kommen meinem heutigen Ich, wie dienende Geister, zu Hilfe und sagen ihm ein, was mein heutiges Ich allein aus sich heraus nicht mehr verstehen und empfinden könnte. Oft habe ich Menschen in schwierigen und schmerzlichen Gemüthslagen dadurch getröstet, dass ich ihnen besser, als sie dies selbst wussten, sagen konnte, wie ihnen zumuth und ums Herz ist. Fremde geistige, besonders poetische, Schöpfungen vermag ich mit meinem nachfühlenden Verständnis so zu durchdringen, als ob sie meiner eigenen Seele entstammten. Diese beiden Künste, die ich in Leben und Beruf oft genug ausgeübt habe, entspringen dem geschilderten Seelenvermögen. Dieses aber hat darin seine Voraussetzung, dass mein Selbstbewusstsein eine ganz ungewöhnliche Lichtstärke und Intensität besitzt, ja dass es in eine Schichte meines Selbst hinabzureichen scheint, die in der Mehrzahl der Menschen dunkel und unbeleuchtet bleibt. Ich bin einer der bewusstesten Menschen, die mir jemals vorgekommen sind, mir entgeht nichts, was sich in meinem Innern regt, der Selbsttäuschung bin ich daher völlig unfähig, wohl aber durchschaue ich alle Schliche und Raffinements auf das genaueste, durch welche die Eigenliebe den Menschen ihr wahres Wesen zu überschleiern sucht, was ihr fast immer gelingt. Ich habe mich oft in den Selbstbeobachtern wiedererkannt, wie russische Dichter sie zu schildern lieben.

Diese Eigenschaft ist heute in mir ein Talent, eine geistige Kraft und Kunst, deren ich mich mit Sicherheit, vielleicht sogar zuweilen mit Virtuosität, bediene. Zuerst erwacht aber ist sie in mir als eine unheimliche Erkrankung meiner Seele, welche mir jene Lebensperiode, auf die viele

als auf ihre glücklichste zurückblicken, mit unsagbaren Qualen vergiftet hat. Sie hat mich vielleicht mit der Gefahr ernstlicher geistiger Störung bedroht, jedenfalls aber zeitweilig mit der entsetzlichsten Angst vor einer solchen gefoltert. Mehr als einmal musste ich damals den Gedanken abwehren, mein ganz und gar zu Schmerz gewordenes Lebensgefühl durch einen Schritt der Verzweiflung loszuwerden. Ich würde sagen: was mich gerettet hat, war mein unerschütterlicher Wille, zu genesen, der mich durch diese grauenhaften Zustände hindurch geleitet hat, die ihren völligen Abschluss erst nach vierzehn Jahren finden sollten, — wenn ich nicht wüsste, dass dieser Wille selbst nur das Anzeichen der unberührten Kerngesundheit meines innersten Wesens war. Diese Seelennöthen betrachte ich heute als die Erscheinungsform der Entwicklung und Organisation der in mir wachsenden psychischen Kräfte zur seelischen Persönlichkeit. Mancher Arzt, der diese Erzählung liest, wird vielleicht mit einer pathologischen Diagnose, die ich am Ende auch selbst fällen könnte, schnell bei der Hand sein. Aber gar manches, das Krankheit ist vor dem Arzt, ist Gesundheit vor Gott, und in diesen Dingen kommt es vor allem darauf an, was schließlich daraus entsteht. Es gibt einen Wahnsinn, der nichts ist, als ein Durchgang zu einer erhöhten und gefestigten Gesundheit der Seele, dem Flammenmeer vergleichbar, durch welches in Dantes Gedicht die Seelen aus dem Purgatorio zum irdischen Paradies hindurch- und emporschreiten.

Ehe ich den ersten Ausbruch und den Verlauf dieser Seelenkrankheit schildere, muss ich über die Ursachen und Umstände berichten, welche sie vorbereitet und mich für ihre Entstehung empfänglich und reif gemacht haben.

Da ist vor allem der Einsamkeit und Eintönigkeit zu gedenken, in welcher mir Kindheit und Knabenalter verfloss. Drei Viertheile des Jahres verbrachten wir in unserer Stadtwohnung. Diese war im ersten Stockwerk des „Bazar", eines Gebäudes in der inneren Stadt Wien, welches heute

noch steht und dessen großer Hof als „Durchhaus" die „Tuchlauben" mit der „Seizergasse" verbindet. In diesem Hause bin ich geboren (am 30. April 1853, angeblich in der Walpurgisnacht) und zum Selbstbewusstsein erwacht; in dem breiten Eckzimmer, welches sein großes, dreifaches Eckfenster der Rückwand der Pfarrkirche am Hof „zu den neun Chören der Engel" zuwendet, ist mein Vater gestorben (am 9. December 1870). Die eine Flucht der von diesem Eckzimmer, das wir seiner schrägen Lage wegen „das schiefe Zimmer" nannten, ausgehenden Zimmer gieng in die enge „Steindlgasse" auf den Pfarrhof, die andere in die „Seizergasse" auf das düstere „Kriegsgebäude", an welchem die unheimliche Erinnerung an die Ermordung des Kriegsministers Grafen Latour durch den rasenden Pöbel im October 1848 haftet. Aus dem „schiefen Zimmer" drang der Blick geradeaus durch ein kurzes, krummes Gässchen auf den Schulhof und rechts eine Strecke weit in die schmale „Currentgasse". Ich fühle mich versucht, nicht nur alles, was ich in langen Jahren aus dem Fenster dieser Wohnung gesehen und gehört habe, zu erzählen, sondern auch die ganze Wohnung ausführlich, wie Walter Scott seine alten Schlösser, zu beschreiben, wie jedes der Zimmer, die wir mit besonderen Namen benannten, eingerichtet und bemalt war, was für Bilder an den Wänden hiengen. Ich unterdrücke diese Versuchung aus Rücksicht auf den Leser; nur einiger englischer Kupferstiche, die Scenen aus Shakespeares Dramen darstellten, muss ich gedenken, weil sie bis heute die Phantasiebilder, die ich mir beim Lesen dieser Dramen mache, bestimmen. Sie hängen in dem Zimmer, in welchem ich dies schreibe. Ich vermöchte jedoch auch die einfachen, aber geschmacklosen Arabesken der Zimmerbemalung, ja die Risse in den verräucherten Plafonds genau und getreu zu beschreiben, so unvergessbar tief haben sich diese Dinge, mit denen meine ersten Träumereien und Gedanken verwoben sind, meinem Gehirn eingeprägt.

So mag es einem Gefangenen mit der Kerkerzelle

ergehen, in welcher er viele Jahre in Einzelhaft zugebracht hat. Mit einiger Übertreibung kann man auch die Wirkung unseres monotonen Lebens in diesen Räumen auf mein Gemüth mit der seelischen Wirkung der Einzelhaft vergleichen. Das Halbdunkel, das in den Zimmern von morgens bis abends, bei klarem und trübem Wetter, im Winter und Sommer herrschte, verstärkte diese Wirkung. In keines der Zimmer drang jemals ein Sonnenstrahl, nur an dem breiten Fenster des schiefen Zimmers war wirkliche Tageshelle, und aus einem Einzelfenster desselben konnte man vormittags, wenn man sich hinausbeugte, die Sonne sehen, die auf wenige Minuten den Grund der Steindlgasse erreichte. Gleich Menschen, die den Boden einer engen, tiefen Schlucht bewohnen, sahen wir vom Himmel nur hoch oben schmale, von Dachrinnen eingefasste Streifen. Bis tief in den Tag hinein und vom frühesten Nachmittag an mussten die Öllampen brennen, und bei nebligem Winterwetter brannten sie den ganzen Tag. Noch schwermüthiger wurde die Wohnung durch die dunkelgraue, beinahe schwärzliche Kirche gegenüber mit ihren hohen gothischen Fenstern und den hervorspringenden Mauerpfeilern. Zwischen diesen sind noch heute kleine Hütten, die als Kaufladen dienen, eingenistet, in den Löchern der Pfeiler aber bauten Tauben ihre Nester. Die Tauben waren mir sehr lieb, wie Boten der freien Natur, und wenn ich morgens ihr Gurren vor dem Fenster hörte oder gar ihre metallisch schillernden Hälse durch die trüben Doppelscheiben auf den Fenstersimsen erblickte, so war mir das sehr anheimelnd. Erfreulich war es mir auch, wenn die Orgeltöne gedämpft aus der Kirche zu uns herüberschwebten. Als ich in der zweiten Hälfte der Sechziger-Jahre zum erstenmale Goethes Faust las, erhielt mir die Scene, da Glockenklang und Chorgesang Faust vom Selbstmorde zurückhält, dadurch die Wahrheit eines persönlichen Erlebnisses. Anders war es mit dem Geläute der Kirchenglocken. Diese Glocken haben am 12. December 1870, wie einst der Mutter, meinem Vater zu Grabe geläutet, und als seit dem Anfang der

Sechziger-Jahre eine unheilbare Krankheit das Leben des Vaters langsam zu zerstören begann, war mir, so sehr wir uns über den Ernst der Sache zu täuschen suchten, schon ihr Klang wie eine schallende, schauerliche Prophezeiung eines Furchtbaren, Unausdenkbaren, unerbittlich Herankommenden — — — —. Überhaupt flößte mir als Kind alles, was mit dem Tode zusammenhieng, unbeschreibliches Grauen ein. War mir doch die ganze Seite des Ischler Thalkessels, auf welcher der Friedhof lag, dadurch unheimlich! Die Blumen auf den Wiesen hinter dem Friedhofe an dem Feldweg nach Reiterndorf, die kleinen schwarzen, feuerfarbenen und blauen Falter, die sie umflatterten, kamen mir anders vor, als andere Blumen, als andere Falter. Für mich war Tod in ihnen. Ja, der thurmartige Aufbau auf einer Villa in der Nähe des Friedhofes erschien meiner Phantasie, die in allem, namentlich in Häusern und Bäumen, Menschengesichter mit höchst individuellem Ausdruck sah, wie ein grinsender Todtenschädel. Wenn also in unserer Pfarrkirche am Hof ein Leichenbegängnis stattfand und die Glocken schon vormittags ihre eintönigen Klagerufe in die Lüfte wimmerten, so floss der unheimliche Schauer des Todes mit der äußeren Düsterkeit in meinem Gemüth oft zu einem tief traurigen Gefühl zusammen.

In dieser Wohnung hat sich mein Leben vom ersten Erwachen meines Bewusstseins an bis zum Tode meines Vaters abgespielt, äußerlich mit jener Regelmäßigkeit, die freilich in einem gut geführten Hause herrschen muss, — und die Tante verstand das Haushalten aus dem Grunde —, die aber durch ihre Monotonie den die Segnungen dieser Ordnung Genießenden so unerträglich werden kann, dass man eine Feuersbrunst, ja ein noch größeres Unglück als Erlösung begrüßen würde. Ein Tag gleicht dem anderen, vom Erwachen bis zum Einschlafen werden tagtäglich die nämlichen Vorgänge, Gespräche, Gedanken und Empfindungen in der nämlichen Reihenfolge abgeleiert, so dass man am Ende das Leben herunterlebt, ohne Empfindung des Lebens,

wie man ein Musikstück, das man immer hören muss, schließlich gar nicht mehr hört. Ein Gefühl traumhafter Wesenlosigkeit des Lebens und alles Daseins, an dem ich viel später durch lange Jahre schwer gelitten habe, hatte sicherlich zum Theil darin seinen ersten Ursprung.

Die Hauptursache der Abgesperrtheit unserer Jugend war, dass uns der Vater aus Ängstlichkeit keine öffentliche Schule, weder die Volksschule, die damals Normalschule hieß, noch das Gymnasium besuchen ließ. Mein Bruder besuchte das Klostergymnasium zu den Schotten erst von der fünften Classe an, der ersten des Obergymnasiums, ich gar erst von der achten, also erst zwei Monate vor dem Tode des Vaters. Wir studierten „privat“, unter Beihilfe von Hauslehrern. Privat! Der wörtliche Sinn dieses Wortes lässt ahnen, dass der „Privatist“ vieler Vortheile beraubt ist, die andere Knaben reichlich genießen und die zum Theil die Jugend erst zur Jugend machen. Von unsern Hauslehrern haben zwei, J. und S., so großen Einfluss auf meine Entwicklung gehabt, J. vorübergehenden und schädlichen, S., noch heute einer meiner treuesten und liebsten Freunde, nachhaltigen und heilsamen, dass ich ihnen ein besonderes Capitel widmen muss.

Von fast sämmtlichen Menschen, die, dauernd oder vorübergehend, in unserer engen Jugendwelt erschienen sind, vermöchte ich noch heute, nach mehr als dreißig Jahren, die genauesten leiblichen und geistigen Porträts zu entwerfen. Ja, auch von den Thieren, auch von der Taube „Prukuferl“, die eine Zeit lang in unserer Küche frei umherspazierte und flatterte, von dem dachsartigen, aus Goisern stammenden Hündchen Bella, von meinen Canarienvögeln, deren Käfige ich durch Gänge verband, die ich mit Hilfe des Bedienten nach dem Muster der Brückengänge anfertigte, welche aus einem Hofgebäude über die Gasse weg in das andere führten, vor allem aber von den drei Pudeln, die nacheinander die liebsten Spielkameraden der beiden einsamen Knaben waren; der dritte ist wenige Wochen nach dem

Tode des Vaters seinem Herrn nachgefolgt, wie es schien, aus Gram.

Da die menschliche Meinung — nicht meine Empfindung — einen tiefen Unterschied zwischen Mensch und Thier macht, so will ich mich auf die Darstellung der wichtigsten Menschen meiner Jugend beschränken. Fast alle kann ich noch heute höchst lebendig imitieren, wie denn überhaupt der Eindruck, den ein Mensch auf mich macht, sehr oft ein mimischer Reiz ist, der mich befähigt, nicht nur Stimme und äußeres Gebaren dieses Menschen zu imitieren, sondern auch sein unsichtbares seelisches Wesen in mir nachzuerleben. Ich fühle, wie einem zumuthe sein muss, wenn man so aussieht, so spricht und sich so bewegt. Aus dieser Empfänglichkeit meiner Nerven lässt sich schließen, welchen Einfluss die ausdrucksvolle Persönlichkeit meines Vaters auf mich haben musste.

Da waren vor allem die Freunde meines Vaters, unter denen Dr. Rudolf Brestel, der spätere Finanzminister des Bürgerministeriums, in erster Reihe stand. Seine Ehrlichkeit war schier sprichwörtlich, und treffend charakterisiert ihn ein Witzwort, das, wie ich glaube, von Josef Unger herrührt: Brestel wäre jedes Verbrechens fähig, unter der Bedingung, dass es ihm nichts trägt. Unter gewissen Umständen gar nicht zu bemerken, dass eine von ihm beabsichtigte Maßregel, — ein Verbrechen sei, — ich denke an die von ihm, dem allsonntäglichen Besucher des Wienerwaldes, aus fiskalischen Motiven geplante Abholzung des Wienerwaldes —, das konnte ihm wirklich widerfahren infolge seiner, in gewissem Sinne ans Geniale streifenden, Phantasielosigkeit und nüchternen Trockenheit. Vielleicht war es sogar diese Eigenschaft, die ihn vermöge der Anziehungskraft der Gegenpole aufeinander, mit meinem lebhaften, von Geist und Witz sprühenden Vater in einer intimen Freundschaft verband, die mir immer sonderbar erschienen ist. Infolge des Memorandenstreites im Bürgerministerium, bei welchem Brestel sich zu den Gegnern meines Vaters schlug, erkaltete diese

Freundschaft. Nach dem Tode des Vaters hat er sich um die hinterbliebenen Söhne des Freundes kaum mehr gekümmert. Ihr Verkehr dürfte zum großen Theil darin bestanden haben, dass sie nachmittags im Café Daum auf dem Kohlmarkt und abends im Bierhaus einander gegenüber saßen und hin und wieder wortkarge Reden austauschten. Fürchterlich war meinem nervösen Vater Brestels Gewohnheit, beim Essen die Bratensauce mit einem Stückchen Semmel auszutunken, das er an die Gabel spießte, ableckte und auslutschte, um die Procedur mit dem nämlichen Semmelstückchen so lange zu wiederholen, bis der Teller leer war. Der Vater erschrack immer, wenn Brestel eine Fleischspeise mit Sauce bestellte. Brestels Äußeres und Stimme entsprachen seinem prosaisch phlegmatischen Wesen. Sein schlichtes, dunkelbraunes Haar, das er nach Art der „Rastelbinder“ lang und im Nacken geradelinig abgeschnitten trug, senkte sich vorne in die von bedenklichen Querfalten durchzogene Stirne. Buschige Augenbrauen überschatteten seine, durch eine goldene Brille blickenden Augen, unter der etwas aufgeworfenen Nase mit weiten Nüstern saß ein wulstiger Schnurrbart, das Kinn war glatt rasiert. Seine langsame Rede klang „raunzend“, sehr oft wiederholte er das Wörtchen „factisch“. Zuweilen besuchte er abends den Vater mit einem andern Freunde auf ein Tarockspiel und soupierte dann bei uns. Wenn er die Tante begrüßte, folgte auf die sterrotype Frage „Wie steht das Befinden?“ alsbald eine Klage über seine leiblichen Beschwerden, die ein Blasenleiden zur Ursache hatten.

Schwungvollerer Art war ein anderer Freund meines Vaters, der Journalist Dr. Theodor Hildebrand, Mitarbeiter der von Kuranda herausgegebenen „Ostdeutschen Post“. Mein Vater rühmte ihm Sinn für metaphysische Probleme nach, wonach er die geistige Bedeutung der Menschen oft abschätzte. Dies übertrug er auf uns, so dass wir den Vater über diesen oder jenen Menschen, der uns interessierte, zu fragen pflegten: Ist er metaphysisch bedeutend? Eines Tages wurde Hildebrand, der mit meinem Vater und Brestel all-

abendlich in der Kneipe zusammenkam, vermisst. Er hatte einen Conflict mit Kuranda gehabt, der zur Kündigung führte. Etwa acht Tage verflossen in bangem Suchen und Warten. Mein Vater war tief verstört. Endlich wurde der Vermisste in einem Leichnam erkannt, den die Donau bei Hainburg ans Ufer gespült hatte. Diese Katastrophe machte tiefen, dauernden Eindruck auf mich, nicht nur als der erste Selbstmord in meiner Nähe, über dessen allgemeine Möglichkeit ich mich kurz vorher beim Vater erkundigt hatte, nicht nur, weil ich mitempfand, wie sehr der Fall den Vater angriff. Sondern vor allem war die Folge, dass ich, wenn mein Vater nicht zur gewohnten Stunde nach Hause kam, was sehr oft geschah, in die heftigste Angst gerieth, er könne, wie sein Freund, überhaupt nicht mehr heimkehren. Zu derartigen Befürchtungen hatte schon der Fall Richters, des Directors der Creditanstalt, den mein Vater 1860 in dem berühmten Betrugsprocess vertheidigte, den Grund gelegt. Richter war auf der Straße plötzlich verhaftet worden, seine Familie erwartete ihn daheim vergebens. Wenn nun mein Vater länger ausblieb, quälte ich mich mit der Besorgnis, er sei verhaftet oder verunglückt. So senkte sich ein chronisches Angstgefühl in mein Gemüth, für welches bald meine rege Phantasie allerlei imaginäre rechtfertigende Ursachen auszudenken begann, ein Zustand, der den Ausbruch jenes Seelenleidens, von dem ich sprach und an dem ich im Laufe der Zeit zum Psychologen geworden bin, wirksam vorbereitete. Überhaupt waren wir beide, mein Bruder und ich, als Knaben zuweilen Anfällen heftiger grundloser Angst unterworfen, die wir der Tante mit den Worten „Mir ist bang" zu klagen pflegten. Ein Gefühl, wie es sich in dem ängstlichen Kreischen der unflüggen Brut äußert, der die Katze die Mutter weggefangen hat. Vielleicht hat mich deshalb später das Märchen von der todten Mutter so sehr gerührt, die nachts ihr verwaistes Kind besucht. Ich habe schließlich vor dieser angeborenen oder früh erworbenen Angst auf dem Grunde meines Wesens Schutz und Sicherheit in der Kunst

gefunden; mein Bruder Wilhelm in der Religion, im Schoß der Kirche. Daher fühlen wir uns trotz mancher Gegensätze auch in dieser Hinsicht als Brüder, nicht nur dem Fleische nach.

Ich hätte Lust, auch den aus Tirol stammenden wunderlichen Musiker Johann Rufinatscha, der uns im Clavierspiel unterrichtete, ausführlich zu schildern, den französischen Lehrer, die Concipienten, ja die Schreiber der väterlichen, an unsere Wohnung stoßenden Kanzlei, die in Advocatenkreisen, weil durch einige Zeit viele ihrer Mitglieder von auffallend kleinem Wuchse waren, den Spitznamen „Die Ponnykanzlei“ führte. Sie alle stehen vor mir mit der greifbaren Klarheit, mit der alle früheren Lebenseindrücke in meinem Gedächtnis fortleben. Aber da ich nicht nur für mich, sondern auch für andere schreibe, muss ich Selbstbeherrschung üben. Besonders die Kanzlei erregte mein Interesse, so wenig ich von dem verstand, was in ihr vorgieng. Wie oft habe ich mit Spannung im Nebenzimmer zugehorcht, wenn mein Vater in seinem Arbeitszimmer mit seiner hellen, schneidenden Stimme „Doctor Kratky“ oder „Doctor Stirner“ rief, oder wenn der Stimmenlärm einer erregten Debatte in unsere Wohnung herüberdrang. Oft gieng ich am frühen Nachmittag, während der Vater im Kaffeehause war, auf eine halbe Stunde hinüber, um mit den Schreibern zu plaudern und mir schließlich von dem biedern langjährigen Sollicitator Stefan von Veisz einige Bogen Kanzleipapier für meine ersten schriftstellerischen und zeichnerischen Versuche zu erbitten. Noch klingt mir seine stereotype Frage „Weißes oder blaues?“ im Ohr. Bei einem dieser Besuche habe ich eine interessante Bekanntschaft gemacht. Es erschien nämlich ein massiver, breitschultriger Mann mit geröthetem Gesicht und gewichstem Schnurrbart, der den Herrn Doctor sprechen wollte. Er trug ungarische Nationaltracht und sprach auch mit magyarischem Accent. Seine riesigen rothen Hände fielen mir auf. Der Vater war noch bei Daum, und ich

beantwortete die Frage des Mannes, wann der Herr Doctor nach Hause käme. Gegen Abend erzählte mir der Vater, der Mann hätte ihn consultiert, weil er sich in Wien oder sonstwo um den Posten eines Wasenmeisters zu bewerben beabsichtige. Auf die Frage nach seiner bisherigen Beschäftigung erwiderte er gleichmüthig: „Ich war Freimann in Pest.“ Es stellte sich heraus, dass er die Justificierung der neun ungarischen Cavaliere in Arad vollzogen hatte. „Die Herren waren alle sehr gnädig mit mir,“ erzählte er, „und es hat mir auch jeder ein Andenken geschenkt.“ Offenbar fühlte er sich den vornehmen Herren gegenüber wie eine Art Kammerdiener, der sie zu Bette bringt. Dass er meinem Vater die lautere Wahrheit gesagt hat, kann ich natürlich nicht verbürgen. —

Die Erinnerung an einen meiner allerfrühesten dramatischen Versuche, den ich im Alter von etwa zehn Jahren wagte, ist mir in heiterer Weise mit einigen Concipienten meines Vaters verknüpft. Ich hatte Arminius, den Besieger des Varus, zum Helden gewählt. Schwierigkeiten machten mir nur zwei Dinge: Für die handelnden Personen passende Namen zu finden, und die Darstellung der Entführung der Thusnelda. Die erste Schwierigkeit suchte ich theilweise dadurch zu besiegen, dass ich die Namen mehrerer väterlicher Concipienten, wie Stöger, Stirner, mit einiger Gewaltthätigkeit ins Lateinische übersetzte, gegen dessen Anfangsgründe ich damals einen hartnäckigen Vertheidigungskampf führte. Die Sache hatte nur den Nachtheil, dass sich infolge dessen, wenn ich mir die so benamsten römischen und germanischen Helden lebhaft vorstellen wollte, die Figuren der wohlbekannten Herren vor meine Phantasie drängten, ein innerer Unfall, den dem Wesen nach, wenn auch nicht dieser Form, schon mancher Dichter historischer Dramen erlitten hat. Mit der Entführung der Thusnelda machte ich kurzen Process. Ich ließ Thusnelda bei Mondschein im Garten des Segestes spazieren gehen, ohne ein Wort zu sprechen. Aus einem Gebüsch springt Arminius hervor, hebt Thus-

nelda auf und trägt sie davon, gleichfalls ohne ein Wort zu sprechen.

Mit den Dienstboten, deren einige sehr lange Zeit bei uns blieben, stand ich zeitweilig in engem Verkehr. Ich erwähne aus der Serie von Bedienten nur einen, der in der ersten Hälfte der Sechziger-Jahre bei uns war. Er war ein Sachse, früher Soldat, und hieß Ferdinand. Er that gewichtige Aussprüche, die uns halb imponierten, halb belustigten. Wenn wir ihm unsere frisch erlernten wissenschaftlichen Kenntnisse beibringen wollten, wie die Größe und Entfernung von Mond und Sonne, verhielt er sich skeptisch, und wenn wir darauf bestanden, dass man dieses wisse, antwortete er überlegen: „Man weiß nicht, man muthmaßt."

Von Weibern dachte er sehr geringschätzig. Als die Tante über die vielen Flöhe des Pudels Caro I., der sehr an ihm hieng, Beschwerde führte, hörte er sie achselzuckend an und sagte dann, als sie weggegangen war, zu uns: „Die Frauenzimmer haben selber Flöh' — —." — Trotz dieser Weiberverachtung hatte er in einer Vorstadt eine ältliche, unschöne Geliebte, die ihn um Kopfeslänge überragte. Wir nannten sie: „Die Lange vom Ferdinand." Sie pflegte aufzutauchen, wenn Ferdinand erkrankte, was leider sehr häufig vorkam. Schließlich wurde es so schlimm mit seiner Gesundheit, dass er völlig dienstunfähig und pflegebedürftig wurde. Da musste er endlich unser Haus verlassen, seine Lange holte ihn ab; matten Schrittes, mitunter hohl hustend, wankte er die Treppe hinab, wohl mit dem Bewusstsein, dass es mit ihm aus sei. „Das ist hart," hörte ich ihn sagen. Bisher hatte ich mich beim Abschied so ziemlich gehalten, aber diese Worte erschütterten mich so, dass ich in Thränen ausbrach. Als die Tante mich beruhigen wollte, antwortete ich ihr: „Ich weine ja nicht, weil der Ferdinand fortgeht, ich weine nur, weil er auf der Stiege das gesagt hat."

Unter solchen Umständen, einsam und eintönig, vom Leben abgesperrt, zu dem alle Kräfte meiner Seele mächtig

hindrängten, verfloss meine frühe Jugendzeit. Da ich von Natur mit einer ungemein lebhaften Einbildungskraft begabt bin, bildete sich in mir der Hang und eine virtuose innere Fähigkeit aus, das, was mir die Wirklichkeit nicht gewährte, mir mittelst der Phantasie zu ersetzen. Ich begann neben meiner wirklichen, mir nicht genügenden Existenz ein zweites Leben, ein stilles heimliches Traumleben zu führen, das ich ganz nach meinem Sinne gestalten konnte. Dadurch kam in mich jene Spaltung des Bewusstseins, welche zum Wesen des modernen Menschen zu gehören scheint und ihn für allerlei seelische und nervöse Erkrankungen zubereitet. Auch ich bin diesem Schicksal nicht entgangen. Dahin kam es aber erst, als die träumerische Periode meiner Jugend in eine grüblerische übergegangen war, zu welcher sie die Vorstufe gebildet hatte. Die grüblerische selbstbeobachtende Periode führte ungefähr in meinem fünfzehnten Lebensjahre den vorhin erwähnten ersten Ausbruch jener langwierigen seelischen Erkrankung herbei, die meinem Selbst nach Geist und Charakter das entscheidende Gepräge gegeben hat, welches sich wohl niemals verwischen wird, bis der Tod mich entweder vernichtet oder mir ein anderes, mir unvorstellbares Dasein eröffnet.

Viertes Capitel.

Verstärkt und vertieft wurde mein träumerischer Hang dadurch, dass ich in meiner Phantasiewelt einen mir stets zugänglichen Zufluchtsort vor den schmerzlichen Gefühlen besaß, die mir in der Wirklichkeit keine Ruhe ließen. Von Kindheit an war mein Gemüth, wie ein bloßliegender Nerv, von äußerster Reizbarkeit und Verletzlichkeit. Diese Leidensfähigkeit war nicht auf mein persönliches Schicksal eingeschränkt. Im Gegentheil, mit dem, was mich allein angieng, bin ich immer allein fertig geworden: bei aller Leidensfähigkeit war ich nie wehleidig. Nur gegen Leiden, welche die Leiden von Menschen zur Quelle haben, die mir theuer waren, in deren Mienen ich las, was sie quälte, bin ich immer fast widerstandslos gewesen. Sehr abgeschwächt wurde dieser Zwang, die Traurigkeit anderer zu theilen, freilich dann, wenn ich sie nicht sehen und hören konnte, obwohl auch dieses nicht immer zutraf. So fühle ich Kümmernisse meiner Frau und meines Bruders mit ungelinderter Intensität, ja gesteigert, wenn ich fern von ihnen bin. Diese Eigenschaft gebe ich durchaus nicht als Tugend aus. Dass mir Heiterkeit und Arbeitsfähigkeit gestört ist, wenn ein Hausgenosse mit traurigem, ja nur verdrießlichem Gesicht umhergeht, das habe ich oft an mir als Schwäche verachtet und zu bekämpfen gesucht.

In den zehn Jahren von 1860 bis 1870 hatte ich in meinem Vaterhause überreiche Gelegenheit, diese meine Eigenschaft, ob sie nun Gemüthstiefe oder Schwäche heißen mag, zu bewähren. Vielleicht hat sie sich dadurch so sehr

entwickelt. Sie nöthigte mich, in meine Phantasien zu flüchten, so oft ich konnte, wenn nicht zufällig meine Gemüthsdepression auch meine Phantasie lähmte. Der Vater war ungemein nervös und reizbar und wechselnden Stimmungen und Launen sehr unterworfen. Aus der fröhlichsten Laune schlug er oft jäh in den schwärzesten, galligsten Missmuth um. Seine gewaltige Persönlichkeit beherrschte und durchdrang das ganze Haus. Wenn er heiter war, — und seine Heiterkeit hatte etwas Helles, kindlich Lustiges, — so war die ganze düstere Wohnung wie mit Sonnenschein erfüllt. Aber wenn er aus der Kanzlei die drohende, tiefgefurchte Zornfalte in der mächtigen Stirne zum Mittagessen herüberbrachte, das er wortlos, niemand eines Blickes würdigend, mit seinem Ärger in sich hineinschlang, dann wagte niemand ein lautes Wort zu sprechen, ja kaum zu athmen. Man fühlte, dass der in ihm stumm gespannte Verdruss sich jeden Augenblick auf einen Anwesenden entladen könne, wozu der geringfügigste Anlass genügte. Ein Wort, ein Gesichtsausdruck, eine kleine Ungeschicklichkeit reichte ihm dann hin, um den Unglücklichen durch einen Verweis von schneidender Schärfe zu vernichten.

Im Zorn vergaß der Vater auf Momente jede Liebe, auch die zu seinen Söhnen, für die er sich doch opferte. Oft war er tagelang in der finstersten Stimmung, und dann waren für mich die Zimmer bis an die Decke mit schwärzester Melancholie gefüllt, ich hatte ein Angstgefühl, wie es einen anwandelt, wenn man im Hochgebirge in einen finsteren Gewitternebel geräth und nur die kurzen, gellenden Schläge der elektrischen Entladungen die unheimliche Stille zerreißen. Die Sache wurde dadurch verschlimmert, dass wir oft die Ursachen dieser fürchterlichen Stimmungen nicht wussten. So wurde mein armes Kindergemüth zwischen den Extremen der Stimmung hin und her gerissen, wie sie ein von heftigen Leidenschaften bewegter, von einem großen, aufregenden Leben umhergeworfener Mann empfinden muss. Zuweilen freilich kannten wir die Ursachen dieser häuslichen

Ungewitter. Das waren jene, welche die Tante halb geflissentlich hervorrief. Das that sie immer, wenn sie Grund zu haben glaubte, anzunehmen, dass der Vater sich mit dem Gedanken trage, eine Dame, für die er sich gerade interessierte, zu heiraten, oder dass er sich zu dem befürchteten Schritt drängen lassen könne. Der Tante wurde in dieser Beziehung Wahres und Halbwahres wahrscheinlich von Bekannten und Verwandten zugetragen, ja, einmal hatte sie der Vater, wie er mir in der Wuth selbst sagte, sogar in Verdacht, dass sie ihn durch einen ihr bekannten Polizeibeamten polizeilich überwachen lasse. Diese „Verdrüsse", wie wir sie nannten, hatten einen ziemlich stereotypen Verlauf. Die Tante leitete sie damit ein, dass sie meinen Vater, zu dem sie sich bei allem Respect vor seiner Geistesgröße und Berühmtheit doch noch immer ein wenig im Verhältnis einer älteren Respectsperson fühlte, „merken ließ," dass sie unzufrieden mit ihm war. Dies geschah so, dass sie, wenn der Vater aufgeräumt und gesprächig zu Tische kam, auf seine Anreden einsilbige und gleichgiltige Antworten gab, auch wenn die Dinge, von denen er sprach, sie sonst sehr interessierten. Wir nannten das: Die Tante piepst. Da warf er einen schnellen Blick durch die Brillengläser auf sie und sah, dass sie steif und kühl dasaß, dass sie ganz „alter Metternich" war, wie wir Buben sagten; denn die Tante war die Witwe eines Metternich'schen Beamten und bewahrte dem alten Staatskanzler so tiefe Ehrfurcht, dass sie, wie wir spotteten, wenn sie imponieren wollte, seine feierlichste Miene aufsetzte. Sie sah in solchen Momenten aus, wie die beleidigte Moral. Nach diesem einen Blick in ihr Gesicht war die gute Laune des Vaters, dieses seltene Glück, verscheucht, gedankenschnell hatte er errathen, wo das hinaus wollte. Die Stimmung wurde schwül; stumm und hastig verzehrten wir die Speisen, die unbehaglich gewordene Tafel wurde so schnell wie möglich aufgehoben. Wenn die Tante verschwunden war, fragte uns der Vater zuweilen: „Was hat sie denn wieder?" obwohl er dieses genau

wusste. Die Hausstimmung war auf mehrere Tage gründlich verdorben. Die folgenden Mittagessen verliefen ähnlich dem ersten. Die Tante schwieg und seufzte, der Vater stützte den Kopf auf die rechte Hand, um diese als Schirm zu benützen, der ihm die pincierte Miene der Tante, die ihm die Galle umwendete, zudeckte. Ich litt unsäglich bei alledem. Schon deshalb, weil ein mir angeborener Trieb, zu vermitteln, mich bewog, auf beide Theile begütigend einzuwirken, ich, der Knabe. Dabei verrieth mir die Entrüstung der Tante manches, das den Vater betraf, was ich besser nicht gewusst hätte, und der Vater schonte in seinen Zornreden die Tante nicht, die ihm sein ohnedies schweres und freudenarmes Leben thöricht verbitterte. Der schwerste Fall dieser Art ereignete sich 1867 oder 1868 in Reichenhall, wo der Vater eine Molkencur gegen sein Halsleiden gebrauchte. Die Tante war diesesmal ganz aus dem Häuschen, weil sie erkundet hatte, dass der Vater der betreffenden Dame in Reichenhall eine Wohnung gemietet hatte, und der Vater brach einmal mir gegenüber in zornige Klagen über die Martern aus, die man ihm muthwillig bereite; dabei brach ihm in der Erregung seine durch die Krankheit schwach und heiser gewordene Stimme, und Thränen rollten ihm über die ausgehöhlten Wangen. Eine dunkle Erinnerung sagt mir, dass ich in dieser peinvollen Unterreduug Worte des Trostes und der Begütigung für ihn fand, die weit über meine Jahre hinausgiengen und ihn sichtlich ergriffen.

Das Gemüth wird schnell alt und reif durch Qualen, wie ich sie in diesen schrecklichen Tagen erlitt, an die ich mich nur schwer, wie an die Zustände eines Fieberdeliriums, erinnern kann. Oft empfand ich bei solchen Vorfällen zeitweilig wüthenden Hass gegen die Tante, aber dauernd wurde dieser Hass nicht, weil ich das ehrliche Motiv, das sie zu albernem Handeln antrieb, verstand und ehrte. Die Heiratspläne, mit denen die Phantasie des Vaters zuweilen spielte, — wenn es ernst werden wollte, brach er die Sache ab, — erschütterten ja auch uns das Gefühl der

Sicherheit. Von Zeit zu Zeit erschreckte uns der Vater durch die Ankündigung, dass er uns in eine Erziehungsanstalt in die Schweiz oder nach Deutschland geben wolle. Wir hörten dann aus seinen Reden das Echo der klugen Worte heraus, mit denen die dritte Person, die ihn für sich erobern wollte, versucht hatte, ihn zu bestimmen, uns fortzugeben, die wir das Haupthindernis der Erreichung ihrer Wünsche waren. Ausgeführt hat der Vater diese Absicht niemals. Trotz alledem nahm ich bei den Conflicten mit der Tante entschieden Partei für den Vater — —. Soweit dies einem unerfahrenen Knaben möglich war, verstand ich seine Lebenslage, die man eine tragische nennen konnte. Seine ganze Jugend hindurch hatte er mit der härtesten Noth zu kämpfen. Den rein wissenschaftlichen Beruf eines Astronomen, zu dem ihn Begabung und Neigung drängte, hatte er der Jurisprudenz opfern müssen. Zum Advocaten hatte ihn die Nothwendigkeit des Erwerbes gemacht. Kaum war er, der im Frankfurter Parlament durch Scharfsinn und rednerisches Talent zuerst Aufsehen erregt hatte, in der Heimat zu Erfolg und einer einträglichen Stellung gelangt, als er als junger Witwer, mit der Sorge für zwei Knaben belastet, allein dastand. Er hat sich uns ganz zum Opfer gebracht. Aber als welche Last und Fessel mag er doch zuweilen unser Dasein empfunden haben! Einer großen geistigen Persönlichkeit, wie die seinige, ist das Bedürfnis nach Freiheit eingeboren. Sie muss ihr Leben leben, und darauf hat der Vater uns zulieb doch großentheils verzichtet. Vielleicht zu seinem Heil. Denn ich glaube nicht, dass er bei einer zweiten Heirat weise gewählt hätte.

Die Frauen, die sich an „bedeutende“ und „berühmte“ Männer heranzumachen pflegen, sind selten solche, wie sie gerade solche Männer nöthig hätten. Und mein Vater war, bei aller Menschenkenntnis und Menschenverachtung, durch Bestechung seiner Eitelkeit auch durch minderwertige Personen zu gewinnen, namentlich durch Frauen.

Anfangs der Sechziger-Jahre, als sein Geschäft blühte, die Erfolge sich drängten, sein Ruhm hell aufglänzte, empfieng sein durch die entbehrungsvolle Jugend verkümmerter Körper den ersten Stoß. Eines nachts, als er aus dem Bierhaus auf die Straße getreten war, überfiel ihn, wie er uns am nächsten traurigen Morgen erzählte, ein heftiger Hustreiz, er fühlte es warm aus der Brust in den Mund steigen — und als er beim Schein der nächsten Gaslaterne sein Taschentuch untersuchte, sah er es getränkt von hellem, rothem Blut. Solche Anfälle, von denen er immer wieder „kümmerlich genas“, wiederholten sich in längeren und kürzeren Zwischenräumen. Einer befiel ihn im Jahre 1867, als ich mit ihm allein in der Wohnung war, da die Tante und Wilhelm verreist waren, um eine Sommerwohnung in Reichenhall zu suchen. Ich leistete ihm, so gut ich konnte Hilfe, als ihm Blut aus dem Munde quoll. Diese Tage waren so schrecklich, dass mir die Erinnerung an sie verdunkelt ist. Um 1866 herum verdarb ihm eine chronische Heiserkeit die klare, schmetternde Stimme, die sein Stolz war. Seither war ein Sprung in ihr. Es wurde schlechter von Jahr zu Jahr; bald nach 1867 kam ein Gehörleiden dazu. Er hörte tosende Geräusche, die ihm zwar gestatteten, das Ticken der Wanduhr zu unterscheiden, nicht aber zu vernehmen, was man zu ihm sprach. Wir verkehrten von da an schriftlich mit ihm, indem wir auf Zettel schrieben, was wir ihm zu sagen hatten. Anfangs 1870 glitt er im Zimmer aus und brach sich den Oberschenkel. Der Bruch heilte zwar, aber er vermochte ohne Stock nicht mehr zu gehen. Kurz nachher erlöste ihn der Tod. Dies ist seine äußere Leidensgeschichte, was aber in ihm vorgehen musste, kann ich nicht schildern, wenn ich es auch mitempfand, als er es mit stoischem Heldenmuth trug. Mit diesem leiblichen und seelischen Martyrium fiel die letzte Strecke seines Lebensweges zusammen, die ihn bis zum höchsten Ziel des Ehrgeizes, zum Ministerfauteuil, führte. Wirkliche Freuden hat er von seinen Erfolgen, hat er überhaupt vom Leben

nicht gehabt. Konnte man ihm da verdenken, wenn er nach Schmäusen der Eitelkeit und anderen Zerstreuungen als Surrogaten wahrer Lebensfreude begierig langte, wie ein dürstender Gletscherwanderer Schnee isst, weil er einen labenden Trunk gesunden Quellwassers nicht finden kann? — Ich fühlte dies alles schon damals. Unausgesprochen, ja ungedacht, lag der Gedanke, dass der Vater, in dem sich das ganze Leben des Hauses zusammendrängte und verkörperte, dem nahen Tode geweiht sei, wie ein schwerer Schatten über den zehn Jahren, in welchen ich vom Kinde zum Jüngling reifte. Mitunter ergriff mich doch wieder Hoffnung. Wenn ich auf seinem Schreibtisch ein Brieschen mit der mir wohlbekannten Damenschrift liegen sah, so — freute ich mich. Ich empfand in diesen Dingen etwas Helles, dem Tode Abgewandtes. — — So lange dies dauert, stirbt der Vater nicht. Wenn er eine gewisse Bühnenkünstlerin besuchte, kam er meistens heiter nach Hause. Der Vater aber schien mir dem Tode nur nahe, wenn er finster aussah, nicht, wenn er lustig war und Witze machte. Darum sah ich die lustigen Heiratsprojecte mit anderen Augen an, als die alte Tante, „der Tantalus," wie wir sie oft nannten.

Dies waren die Schmerzen, vor denen ich Zuflucht in meinen Träumereien zu finden suchte.

Fünftes Capitel.

Eine Gemse in der Gefangenschaft, der etliche Steinblöcke das Hochgebirge, eine Möwe, der eine Pfütze das Weltmeer ersetzen soll, war mir immer ein quälender Anblick. Mochten auch die beiden Thiere, in der Gefangenschaft geboren, das freie wilde Element, für das sie geschaffen sind, nie gesehen haben, so erschienen sie mir doch immer wie verzehrt von unbewusstem und unverstandenem Heimweh. Wenn ich sie stundenlang stehen sah, mit ihren unbeweglichen, schläfrigen Augen auf einen Punkt oder gar nicht blickend, so musste ich denken, dass im wachen Traum ein ungeheueres Etwas vor ihrem inneren Blick dämmert, das sie nicht verstehen, in dem ihnen aber wohl ist, eine dunkle Erinnerung und Forderung ihres natürlichen Elementes, in dem zu leben und zu schweifen sie die scharfen Augen, die starken Flügel, die sehnigen, hartbeschalten Läufte haben, Organe, die nunmehr nutzlos und sinnlos geworden sind. Dieses Bild, mit dem ich das Capitel einleite, das von meinen Knabenträumereien handeln soll, stammt aus meiner frühen Jugendzeit, vielleicht noch von den Besuchen der Menagerie in Schönbrunn, die wir zuweilen an Frühlingssonntagen in Begleitung des Vaters unternahmen. Sehr früh habe ich dieses Bild auf mich und auf meinen Zustand bezogen, auf die Träumereien von einem ungebundenen, abenteuerlichen Leben in der Wildnis, in denen ich mich stundenlang so verlor, dass ich darüber die düstere Wohnung vergaß, in der ich ihnen nachhieng, die Lehrstunden, die Langweile des eintönigen Tagesverlaufes, die Ängsten und Schmerzen, die

ich soeben geschildert habe. Wenn ich gestehe, dass ich Stoff und Anregung zu diesen Träumereien zuerst aus den bekannten, den Pädagogen so verhassten Indianergeschichten schöpfte, so wird man sagen, dass dies nichts mir besonders Eigenthümliches war, sondern der gewöhnliche Fall der meisten Knaben, der nicht selten mit einem kindischen, von der Polizei leicht vereitelten Versuch, nach dem wilden Westen auszureißen, endigt. Ich widerspreche dem nicht, obwohl mir schon dieser alltägliche Fall tieferer psychologischer und philosophischer Auslegung wohl würdig erscheint. Damit, dass man auf die oft so dummen und rohen Indianergeschichten schilt, welche die erregbare Phantasie der jungen Menschen entzünden und irreleiten, ist die Sache nicht erklärt. Warum packen diese dummen und rohen Geschichten auch begabte Knaben so sehr, und oft die allerbegabtesten am allermeisten? Weil im jungen Menschen, ehe er zum civilisierten Hausthier und Stadtmenschen gezüchtet und abgerichtet ist, ein dunkler und starker Instinct lebt, der ihn die städtische und häusliche Absonderung von der großen und freien Natur, zu der ja der Mensch ursprünglich so gut gehört, als Möwe oder Gemse, als widernatürlich, ja unheimlich empfinden läßt, eine Art Heimweh nach der angeborenen Heimat, nach brüderlicher Gemeinschaft mit Luft, Wasser, Sonne, Wolke, Thier und Mensch. Ja, in diesem allgemeinen Heimweh der jungen Menschen ist die besondere Sehnsucht nach einem völlig ungehinderten Verkehr mit seinesgleichen enthalten, und zwar besonders betont. Der natürliche Knabe sieht in jedem anderen Knaben, und wäre es ein zerlumpter Gassenjunge, ursprünglich gleich den Kameraden, die Zurückhaltung, seine Freundschaft auf Spielgenossen aus dem gesellschaftlichen Kreise der Eltern einzuschränken, muss ihm erst künstlich anerzogen werden. Ob sich künstliche Anstalten schaffen lassen oder gar schon geschaffen sind, welche ein Aufziehen der jungen Menschenfüllen ermöglichen, wobei dieser Naturinstinct befriedigt und verwertet wird, statt erstickt zu werden, weiß ich nicht zu sagen.

Oft wollte es mir scheinen, als ob die Bedingungen natürlicher Entwicklung den Jungen „aus dem Volke“, die einen großen Theil ihrer Jugend im Freien verleben, in Kameradschaft mit allen anderen Jungen des Dorfes oder der Gasse, reichlicher geboten wären, als den Knaben der „höheren“ Stände, weshalb auch ihre geistigen Organe, wenn sie begabt sind, sich brauchbarer und tüchtiger erweisen, als die der abgesondert aufgezogenen Söhne der Begüterten und Vornehmen. Diese tragen überdies ein gewisses Gefühl der Abgetrenntheit von den übrigen Menschen unsichtbar mit sich durch das Leben, auch nachdem die Clausur, hinter welcher sie aufgewachsen sind, längst aufgehoben ist. Ich sage dies mit Bedauern aus tiefer, persönlicher Erfahrung.

Bei den meisten stirbt jenes Heimweh nach Gemeinschaft mit der Natur und der eigenen Gattung bald ab. In einzelnen Menschen aber, die nicht die schlechtesten sind, erhält es sich weit ins Leben hinein und trachtet, sich irgend eine Befriedigung oder Abfindung zu verschaffen. Nach den Indianergeschichten und Reisebeschreibungen und den ihnen entsprechenden Spielen kommen dann gewisse Sports an die Reihe, besonders der Bergsport und die Jagd, denen sich jetzt der Radsport angereiht hat. In mir war jenes Heimweh von großer Kraft. In unserer Stadthöhle im Bazar habe ich mich oft tief unglücklich gefühlt. Ich darf auch sagen, daß mich die Natur für ein Leben in ihrem großen, wilden Schoß geistig und körperlich so ausgestattet hat, wie nur irgend einen Hochgebirgsjäger, wenn ich auch diese Anlagen erst spät, nachdem ich ganz mein eigener Herr geworden war und meinen Hängen rücksichtslos folgen konnte, habe voll entwickeln können. Meine Sinne sind von ungewöhnlicher, noch heute kaum geminderter Schärfe, mein Kopf war lange Zeit hindurch ganz schwindelfrei, und in zäher, durch keine Entbehrung und Anstrengung zu beugender Ausdauer habe ich später manchen Jäger von Beruf übertroffen. In der Wildnis des Hochgebirges habe ich mich immer wie zu Hause gefühlt und mir die Gabe, mich im schwierigsten

Terrain zurechtzufinden, die man oft für einen angeborenen Instinct der Gebirgsbewohner hält, schnell angeeignet.

Die unbeschreibliche Seligkeit, die ich später, in den Achtziger-Jahren, in den Gebirgsrevieren am Wolfgangsee bis zur Grenze der Abtenauer und Hintersееr Reviere, oder in Hängen und Vorbergen des Leonsberges auf einsamer Pürsch empfunden habe, vermag ich nicht zu schildern. Von früher Jugend an gewohnt, die Wettererscheinungen, die Beschaffenheit und den Zug der Wolken aufmerksam zu beobachten und zu verfolgen, habe ich gleich einem Elementargeist die Wandlungen des Wetters mit Geist und Sinnen förmlich mitgelebt. Immer hat es mich geärgert, wenn jemand das Wetter, das ich als die jeweilige Stimmung der Natur schier religiös mitempfand, anders haben wollte, besonders wenn es ihm zu heiß, zu kalt oder zu windig war. Mit besonderer Freude entsinne ich mich einer Woche, die ich anfangs der Achtziger-Jahre im Hochsommer, um mich von einer Schlaflosigkeit zu heilen, die mir von einer Gelbsucht verblieben war, auf dem Schafberggipfel verlebt habe. Der hohe Gipfel mit seinem unterhöhligen Nordabsturz ragt so recht wie ein Cap in die Luftregionen, in denen die atmosphärischen Erscheinungen sich bilden und abspielen. Wie oft lag ich stundenlang auf dem von Blitzschlägen zertrümmerten Felsgestein des zweiten Gipfels, der „Spinnerin“, und ließ mich, ein Buch vor mir im Schatten meines Körpers, um die Blendung zu vermeiden, von der Sonne anglühen und vom sausenden Bergwind durchblasen. Ich genoss es auch mit Ruhe und Schauder, wenn sich mittags der Berg in Gewitternebel hüllte, die Fensterladen des Hôtels geschlossen wurden und alle Bewohner sich in den Speisesaal begaben, als den einzigen blitzsicheren Theil des Hauses. Wenn dann Blitze flammend und krachend in nächster Nähe, ja in die Wetterstangen um das Haus herum einschlugen, der Sturm sauste und der Regen tosend niedergieng, bis die jagenden Nebel plötzlich zerrissen und aus der Thaltiefe ein sonniges blaues Stück See emporleuchtete, dann war in mir ein Entzücken,

verwandt der Katharsis bei einer gewaltigen Tragödie, nur großartiger, markerfrischender. Das ist etwas anderes, als der gewöhnliche zahme Natursinn, der sich an einem Spaziergang „im Grünen“ oder einer lyrischen Naturschilderung genugthut.

Die Anlage und das Bedürfnis, so nach Jägerart in und mit der Natur zu leben, war schon im Kinde vorhanden, und dafür suchte ich Bethätigung und Stillung in meinen freien Phantasien und in meinen Indianergeschichten. Ich benützte meine Phantasie oft in wunderlicher Weise, um mir die langweilige Wirklichkeit erträglich zu machen. Wenn ich mit der Tante auf dem Glacis, den Exercierplatz entlang, der als Prairie gelten musste, spazieren gehen musste, so machte ich mir das dadurch interessant, dass ich mir einbildete, eine Indianerhorde hätte mich gefangen genommen und schleppe mich mit sich fort. Als ich mich beim Zahnarzt einigen langwierigen und schmerzhaften Operationen unterziehen musste, bildete ich mir ein, ich werde am Marterpfahl gefoltert, was bewirkte, dass ich alles tapfer aushielt, während ich sonst wahrscheinlich gejammert hätte. Das Missliche war, dass sich dadurch in mir der Hang befestigte, abseits des Wirklichen ein Leben in der Einbildung zu führen — ein Nervenarzt würde sagen: Eine Geneigtheit zu hypnoiden Zuständen des Bewusstseins mit ihren Folgeübeln. Vielleicht muss ich zu diesen Folgeübeln auch mein inniges Verhältnis zur Poesie als Schaffender und Nachempfindender zählen. Denn dieses Verhältnis ist aus jenen Knabenträumereien nach und nach herausgewachsen. Das poetische Element in meiner Natur ist durch Umbildung jenes träumerischen Hanges entstanden. Wahrscheinlich trug dazu bei, dass sich zwischen die Indianergeschichten, die jedes geistigen und seelischen Gehaltes bar waren, bald Bücher von menschlichem und poetischem Wert einschoben, und zwar sogar solche von ewigem Wert, nämlich Homer, die Bibel und das Nibelungenlied. Dass dieses geschehen ist, verdanke ich meinem Vater. Insbesondere betrachte ich es als ein

Glück, dass ich diese Bücher nicht als Unterrichtsgegenstand kennen gelernt habe, sondern als Unterhaltungsmittel. Sie sind mir dadurch tief ins Leben eingedrungen. Ich las sie auch anfangs nicht viel anders, als die Indianergeschichten. Ich war damals neun oder zehn Jahre alt. Die Geschichte des trojanischen Krieges und die Irrfahrten und die Heimkehr des Odysseus las ich zuerst in Gustav Schwabs Werk: „Die schönsten Sagen des classischen Alterthums," dann ließ ich meinem Vater keine Ruhe, bis er mir eine auf schlechtes Papier übel gedruckte Wiener Raubausgabe der Voss'schen Übersetzung in die Hand gab, die mit einigen Stahlstichen, die wichtige Scenen aus den beiden Gedichten darstellten, geschmückt war. Diese Stahlstiche benützten wir, mein Bruder und ich, um die Figuren der troischen und achäischen Helden, die auf ihnen erschienen, möglichst genau auf weißen Pappendeckel abzuzeichnen, sie mit Schere und Messer auszuschneiden und aufzustellen. Die übrigen Helden, für die wir keine Vorbilder hatten, zeichneten wir nach eigenem Ermessen und verfuhren ebenso. Schließlich schnitten wir aus Pappendeckel die Mauern Ilions mit ihren Thoren zurecht und ließen uns über ein Thor von unserem damaligen Lehrer, Herrn Z., mit griechischen Lettern die Aufschrift: „Skäisches Thor" setzen. So war eine „Aufstellung" fertig, wie sie beim Papierhändler Trentsensky, andere, meist modern militärische Scenen, Turniere und dergleichen, nicht aber den Kampf um Ilion darstellend, zu haben war. Wahrscheinlich habe ich bei diesem Spiel mehr von der Ilias gelernt, als nachher, da unser griechischer Unterricht bis zu Homer gelangt war.

In der Bibel, die ich in einer illustrierten Ausgabe für die Jugend eifrig las, — die Tante hielt mich deswegen für sehr fromm — interessierten mich, wie billig, besonders die Geschichte von Josef und seinen Brüdern und die von Saul und David. Das Nibelungenlied las ich in der Prosaübersetzung von Johannes Scherr, und zwar ungezähltemale, wobei ich immer wieder hoffte, dem grimmen

Hagen werde sein tückischer Anschlag auf Siegfried doch einmal misslingen. Dadurch, dass ich diese großartigen, inhaltreichen Werke so früh in mich aufnahm, sind mir ihre Gestalten und Scenen zu Grundvorstellungen meiner Phantasie geworden, den Grundbegriffen des Verstandes verwandt, unter die man eine neue Erscheinung bringen muss, um sie zu verstehen. Wenn ich daher später an Menschen und im Leben etwas bemerkte und erfuhr, das mir noch nicht bekannt und klar war, so legte ich es mir zurecht, indem ich es als einen Einzelfall von etwas auffasste, wovon der eigentliche und allgemeine Urfall in Gestalten und Scenen der Odyssee, der Bibel oder der Ilias zu finden war. Im Grunde mache ich es heute noch ebenso, und nicht ich allein. Wir verstehen und deuten das Leben mittelst der Poesie, durch die wir das Meiste und Beste vom Leben zuerst kennen gelernt haben. Nur wissen viele nicht, dass sie so verfahren und wie viel sie daher der Poesie, ohne es zu ahnen, schuldig sind.

In diesen ersten träumerischen Sechziger-Jahren mit ihrer unstillbaren Lesewuth habe ich überhaupt den Grundstock zu meiner literarischen Bildung angelegt, allerdings ziemlich wahllos und ungeordnet. Mein Vater versuchte meine Benützung seiner großen Bibliothek durch Aufsicht einzuschränken, ließ mich aber bald gewähren. Von Schiller las ich zuerst „Wilhelm Tell“. Ich durfte in Rockensteins Leihbibliothek in der Singerstraße ein Abonnement nehmen, zuerst nur, um die Cooper'schen Lederstrumpferzählungen in ungekürzter Vollständigkeit zu lesen, diesen folgte aber eine Flut von Erzählungen, Reisebeschreibungen und Dramen. Diese las ich, wenn mir der Titel gefiel. So gerieth ich eines Tages auf das „Goldene Vließ“, „Ottokars Glück und Ende“ und den „Treuen Diener seines Herrn“. Den Namen Grillparzer hatte ich wohl zuweilen zu Hause nennen gehört als den eines Erzreactionärs, was mir damals Geringschätzung einflößte, wusste aber sonst nichts von ihm. Ich las — und sagte eines Morgens nach dem Frühstück

dem Vater, dem ich mitgetheilt hatte, was ich lese: „Du, Vater, das ist so gut wie Schiller," worauf der Vater antwortete: „Es gibt Leute, die das behaupten." Ich kann mich also rühmen, als Knabe Grillparzer selbständig entdeckt zu haben.

In diesen Jahren fieng ich an, selbst zu dichten, nachdem ich mich schon früher mit kindischen Versificationen unterhalten hatte, lyrische Sachen, poetische Erzählungen und dramatische Versuche, von denen später die Rede sein wird.

So vergiengen einige vorwiegend träumerische, phantasieerfüllte Jahre; bald aber gesellte sich zu meinem Hang, in der Einbildung zu leben, ein selbstbeobachterischer, grüblerischer Zug. Dieser brachte die Seelenkrankheit zum Ausbruch, die sich schon seit Jahren in mir vorbereitet hatte.

— — — —

Sechstes Capitel.

Von den elf Sommern von 1860 bis 1870 verbrachten wir die ersten sieben in Ischl, dann zwei in Reichenhall, die beiden letzten in Gmunden. Über die vier letzten Sommer, namentlich über den allerletzten in Gmunden, breitete die Krankheit des Vaters und der Tod, der schon nahe hinter ihm stand, immer tiefere Schatten. Im Jahre 1870, in welchem der Vater zum letztenmale die Erde grünen sah, bewohnten wir ein an der alten Lambach-Gmundener Bahn auf einer sanften Höhe stehendes Haus, von dem man über Wiesen und Villen hin auf den See und die Gebirge sah. Zwei Dinge verliehen diesem Sommer die Stimmung: Der sich der völligen Auflösung nähernde Zustand des stimmlos und taub gewordenen Vaters und der große blutige Krieg zwischen Deutschen und Franzosen im Westen, — dort, wo neben dem Brunnkogel die Sonne roth untergieng und woher die herrlichen Gewitter mit dem gefürchteten Viechtauwind über den Traunsee hereinbrachen. Alle Gedanken und Gespräche, die wir mit dem Vater fast nur schriftlich führen konnten, bezogen sich auf den Krieg, und oft erörterten wir sogar die phantastische Möglichkeit, bei günstigem Wind den Geschützdonner der Schlachten zu hören, von denen die häufigen Gewitter wie Boten herzukommen schienen. Auch der Vater dachte an nichts, als an den Krieg. Seine Geisteskraft war ungemindert, ja sie schien dadurch, dass er sein unablässiges geistiges Arbeiten größtentheils in sich selbst verschließen und zusammenpressen musste, an unheimlicher innerer Spannung zuzunehmen. Mit seinen

Gefühlen stand er entschieden, aller Welt und vielleicht auch einer Regung in sich selbst zum Trotz, auf Seite der Franzosen. Mit fieberhafter Leidenschaft hoffte er nach den ersten deutschen Siegen auf einen Umschlag zu Gunsten der Franzosen. Inwiefern seine Parteinahme folgerichtig aus seiner gesammten politischen Weltanschauung hervorgieng, will ich hier nicht darlegen; es würde mich zu weit vom eigentlichen Gegenstande meiner Erzählung entfernen. Er blieb bis zum letzten Athemzug bei der Gesinnung gegenüber Preußen, die er schon im Frankfurter Parlament verfochten hatte und die durch den Krieg von 1866 nur noch ingrimmiger und härter geworden war. Er gab sie nicht auf, als das deutsche Volk den Riesenkampf gegen Frankreich focht, als dessen Preis die Einigung Deutschlands schon sichtbar war. Den Traum von der deutschen Einheit hatte auch mein Vater geträumt, aber er schien ihm entweiht und verdorben durch seine Verwirklichung durch Preußen. Einen großen Sieg der Franzosen hätte er als die gerechte Rache für Königgrätz mit Inbrunst genossen. Denn er hat Königgrätz nie verschmerzt, und sein Hass gegen die Bismarck'sche Politik war nicht geringer, als seine Erbitterung über die Unfähigkeit und die Fehler der österreichischen Staatsmänner und Heerführer, welche die Niederlage, die Österreich aus Deutschland warf, verschuldet hatten.

Der Vater war überhaupt durch und durch österreichischer Patriot, und er wurde es immer mehr durch die schweren Schläge, welche Österreich 1859 und besonders 1866 erschüttert hatten. In seiner letzten Periode trat auch der Zug persönlicher Anhänglichkeit an das Herrscherhaus und tiefer Ergebenheit für den Kaiser, ohne welchen Zug echtes Österreicherthum nicht denkbar ist, immer stärker hervor. Vielleicht würde dies ein Ausländer, der in die Geheimnisse des österreichischen Patriotismus nicht eingeweiht ist, bezweifelt haben, wenn er die stachligen Reden angehört hätte, welche der Vater zuweilen führte, wenn ihn der Unmuth über das, was geschah und was nicht geschah,

übermannte. Er war, wie viele Österreicher, gerade dann am meisten Patriot, wenn er es aus Ärger nicht mehr zu sein glaubte. Es gibt in Österreich einen Patriotismus, der sich in Majestätsbeleidigungen äußert, und er ist wahrlich nicht der schlechteste. War doch Grillparzer ein solcher scheltender Patriot, der Epigramme auf österreichische Dinge, ja, auf den Kaiser und die Dynastie schrieb, die nicht gedruckt werden durften, — er, der wie sein Bankbanus seinen letzten Blutstropfen für den Kaiser geopfert hätte. Man findet diese Art Patriotismus sogar dort, wo man es am wenigsten erwarten sollte, in der näheren und nächsten Umgebung des Hofes. Ich erinnere mich eines activen Generals, — der Name ist mir entfallen, — den der Vater zuweilen im Café Daum traf, der ein solcher patriotischer Schimpfer war. Der Vater vermied es thunlichst, mit ihm an öffentlichen Orten ein Gespräch zu führen. Denn mit lauter, Aufsehen erregender Stimme ergoss sich dann seine ergrimmte Seele in mehr als freimüthigen, nach Form und Inhalt gleich gefährlichen Urtheilen über alle durch das Strafgesetz besonders geschützten Persönlichkeiten in Österreich. Ich war einmal als Kind dabei, wie er in wenigen Minuten mindestens ein Dutzend Verbrechen begieng. Dieser General hätte sich gewiss sogleich für seinen Kaiser in Stücken hauen lassen. Ein wenig von diesem Schlage war, wie Grillparzer, Bauernfeld und andere, auch mein Vater. Die ganze Bitterkeit seines Herzens ist in einigen Strophen zusammengepresst, die er einige Tage nach Königgrätz niederschrieb:

Am Tage von Magenta
Zog von Sanct Stefans Dom,
Geführt vom Cardinale,
Der fromme Menschenstrom.

Die gläubigen Gebete,
Dem Himmel dargebracht,
Geläute und Gesänge
Gewannen nicht die Schlacht.

Und wieder zog im Pompe
Die ganze Clerisei,
Den Sieg uns zu erflehen
Mit heil'ger Litanei.

Es war wie bei Magenta
Trotz Singen und Gebets —
Gott gab darauf zur Antwort
Die Schlacht von Königgrätz.

Vielleicht hat meinen Vater zu diesem Gedicht angeregt, dass er, — ob 1859 oder 1866, weiß ich nicht mehr —, als der kirchliche Umgang auf dem Stephansplatz mit den Gebeten um Sieg stattfand, einen Soldaten zu seinem Nebenmann im Glied sagen hörte: „Das hilft nichts." Ein Herz, das einmal das Gift solcher Empfindungen eingesogen hatte, ließ sich nicht mehr umstimmen, und der Vater hatte überhaupt zum nationalen Empfinden, wie es sich auf Sänger- und Schützenfesten zu äußern pflegte, nur ein ironisches Verhältnis. Besonders gekränkt hat ihn 1866 die Annectierung Frankfurts, der Stätte seiner ersten Erfolge, durch Preußen. Oft sagte er: „Was werden meine armen Frankfurter Freunde sagen?" —

Auch die vorhergehenden drei Sommer, die zum Theil in die Ministerzeit des Vaters fielen (1869 schrieb er in Reichenhall, wohin er zuerst allein gereist war, einen Aufsatz über Mühlfeld, der anonym im Feuilleton der Neuen Freien Presse erschien), waren vielfach getrübt. Voller, heller Sonnenschein aber, beinahe der einzige, der meine frühe Jugend gestreift hat, liegt in meiner Erinnerung über den Sommern in Ischl. Was Ischl und überhaupt das Salzkammergut mir war und ist, kann ich nicht so ausdrücken, dass andere die ganze Stärke und Zartheit meines Empfindens verstehen. Das richtige Heimatgefühl, wie es besonders Gebirgsbewohner haben, verbindet mein Gemüth mit diesen Thälern, Bergen und Seen. Ich halte es für thöricht und unrecht, seine Angehörigen durch Auswahl eines bestimmten Begräbnisortes in Schwierigkeiten und Unkosten zu stürzen,

aber — auf dem Friedhof von St. Wolfgang möchte ich am liebsten ruhen, wenn auch der Vater dort läge und die andern, die ich nicht nenne, um sie nicht vor der Zeit mit dem Tod in Beziehung zu bringen. Die Profillinien der Berge um Ischl vermöchte ich jeden Augenblick aus dem Kopf auf ein Blatt Papier zu zeichnen mit beinahe vollkommener Genauigkeit. Wenn ich hinkomme, entdecke ich sogleich die geringste Veränderung, welche der Gesichtsausdruck der Berge seit dem letztenmal erlitten hat, dadurch, dass ein hervorstehender Baum, welcher dem Contour eine Nuance verlieh, verschwunden ist, oder eine Schuttriese sich übergrünt hat, ein alter Holzschlag überwachsen oder ein neuer in die Waldhülle hineingeschnitten ist. So scharf individuell haben sich die Ischler Bergformen mir eingeprägt, dass sie mir ganz anders vorkommen, als andere Berge, fast nicht natürlich, wie man ja auch in Menschengesichtern, die einem vertraut und lieb sind, den allgemeinen physiognomischen Typus, dem sie angehören, nicht mehr sieht. Vielleicht ist mein Bruder der einzige Mensch, der dies ganz versteht.

Das alte Ischl der frühen Sechziger-Jahre war ganz anders als das heutige, moderne. Von Kaltenbach, den Abhängen des Calvarienberges und seiner Ausläufer entlang, auf der andern Seite eingesäumt von der Häuserzeile längs der Esplanade, erstreckte sich eine lange und breite Wiesenfläche bis zu den hohen Bäumen des Wirerparkes. Wo jetzt der Cursalon steht, haben wir Drachen steigen lassen und in den sumpfigen Gräben und Bächen, welche die Felder durchschnitten, Molche und Ringelnattern mit dem Schmetterlingsnetz gefischt. Dort habe ich gelernt, die Waffe Davids, die Steinschleuder, gebrauchen und den „Pfitschipfeil“ in weitem Bogen durch die Luft sausen zu lassen. Da habe ich im Herbst den „Mausfanger“ auf seinen Gängen begleitet und bei der Jagd auf Feldmäuse die ersten Waidmannsfreuden empfunden. Wir bewohnten fünf Sommer lang ein dem Braumeister Pott gehöriges Gartenhaus in der Färber-

gasse, jetzt Tänzlgasse, im Volksmunde genannt „Dem Podenbräu sein Gartenstöckl“. Später ist es von Dr. Koppel, einem Tarockfreunde meines Vaters, zur eleganten Villa umgebaut worden. Ich wäre versucht, das weiße Haus mit dem rothen Ziegeldach und den grünen Jalousien von außen und innen genau zu beschreiben, sowie jeden Obstbaum des nicht großen, von einem Lattenzaun eingeschlossenen Gartens, denn es kommt mir vor, als verschwiege ich etwas Wesentliches aus meinem Leben, wenn ich irgendetwas davon unerwähnt ließe. Habe ich doch in diesem Hause und in diesem Garten die Knabenfreuden in freier Luft, nach denen ich mich die langen Winter hindurch verzweifelnd sehnte, voll genießen dürfen! Über den Lattenzaun habe ich mich zum Entsetzen der Tante mit den Buben des Maurers Taxinger und mit anderen nicht eben sauberen und braven Buben angefreundet, mit denen ich dann im Herbst in die Wälder des Calvarienberges zog, um Meisen und Gimpel mit der Leimruthe zu fangen. Noch höre ich, wie sie mich von der Gasse aus zum Spiel riefen: „Herrschaftsbua!“ Denn mich beim Vornamen zu nennen, dazu blieb ich dem Hiesl und dem Sepperl doch zu fremd. Über den nämlichen Lattenzaun habe ich auch oft mit Nestroy gesprochen, der nahe neben uns eine zierliche Schweizervilla besaß und täglich an unserem Garten vorübergieng, den grauen Filzhut tief im Genick, im langen Überzieher, die Hand mit dem Spazierstock auf dem Rücken. Er redete uns oft an, wahrscheinlich, weil er sich für den Vater interessierte, mit dem er eine Ader des Wesens gemein hatte. Von uns aus konnte man auch über die „Pottwiese“ hinweg in den höchst einfachen Garten des Hauses der Esplanade hinübersehen, welches das Elternpaar unseres Kaisers, der alte, jedermann freundlich grüßende Erzherzog Franz Karl und die hohe, vornehme Erzherzogin Sophie, bewohnte. Wir sahen sie täglich in ihrem einfachen „Salettl“ das Frühstück nehmen, zu dem oft auch ihre Söhne, der Kaiser und der Erzherzog Ludwig Victor erschienen, die Eltern respectvoll begrüßend. Aus diesen unbelauschten Familienscenen, die wir uns zuweilen durch

das Fernrohr nahe brachten, mit welchen wir sonst untersuchten, ob auf dem Ziemitzgipfel, dem Ziel unserer Sehnsucht, Leute wären, habe ich den patriarchalischen Geist des alten Österreich und seiner kaiserlichen Familie empfinden gelernt. Auch die Kaiserin gieng zuweilen vorüber, die überhaupt oft allein oder nur von einer Hofdame oder einem Lakaien begleitet, die Umgegend durchwanderte. Oft habe ich mich vom Hause weggestohlen und bin die einsamen Waldwege gegangen, auf denen ich hoffen durfte, ihr zu begegnen. Ich hatte gehört, dass sie zuweilen Kinder anrede und ersehnte für mich ein solches Glück. Sie würde mich mit „Du“ anreden, ich würde sie durch meine gescheiten Antworten in Verwunderung setzen und dann würde ich ihr, wenn ich den Muth dazu aufbrächte, die Hand küssen. Angeredet hat sie mich nie, gegrüßt aber habe ich sie einigemale mit tiefer Ehrfurcht, und auch wahrscheinlich — zur Vorsicht — andere Damen, die ihr an Wuchs ähnlich und tief verschleiert waren. Vor dem guten Erzherzog Franz Karl hatte ich einige Zeit lang große Angst, weil ich bei einem Versuch, mich zu schaukeln, eine der metallenen Stangen abgebrochen hatte, mit welchen das Denkmal Erzherzog Rudolfs im Rudolfsgarten umgeben war. Man sagte mir, Erzherzog Franz Karl wäre darüber sehr böse, und so versteckte ich mich denn oder lief davon, wenn ich ihn von weitem sah, damit er mir nicht den verdienten „Putzer“ gebe.

Im gesellschaftlichen Leben Ischls waren damals noch die „hohen Herrschaften“ mehr tonangebend, als heute, von denen einige in ihren eigenen oder in gemieteten Villen bis tief in den Spätherbst zu bleiben pflegten. Überhaupt war über Ischl noch etwas von der Luft und Stimmung des Vormärzes stehen geblieben, auf welche Zeit auch noch die Benennungen der Aussichtspunkte und Sitzplätze in der Umgegend deuteten, welche großentheils hochadeligen und allerhöchsten Personen, die oft nur mit dem Taufnamen genannt wurden, gewidmet waren, wie der „Fürst Metternichplatz“, hinter Kaltenbach am Waldrand gelegen, etwas weiter

„Ernestinens Wahl“, wo in der Aufschrift das h oft von einem witzigen Übelthäter in ein d verwandelt wurde, dann „Ugartens Andenken“, — „Hohenzollernwasserfall,“ — „Sophiens Doppelblick“ — nicht ein Schielen Sophiens, sondern die Aussicht in zwei Thäler bezeichnend — alles Namen, empfunden im Geist einer Epoche, in welcher die Hochadeligen als die eigentlichen Bewohner Ischls galten, während die anderen Leute, Einheimische und bürgerliche Sommergäste, nur bescheidene Staffage waren. Damals war es noch Mode, sich in Tragsesseln zu einem Jausenplatz tragen zu lassen, und die Sesselträger mit ihren biederen Älplergesichtern, dem grünen Steirerhut mit Gamsbart und Spielhahnfedern auf dem schwitzenden Kopf, die leutseligen Anreden der vornehmen Dame, die sie mit Ehrfurcht trugen, treuherzig respectvoll erwidernd, sind mir als Sinnbilder des österreichischen ancien regime in der Erinnerung geblieben.

Die Höhepunkte unserer Sommerfreuden waren die Wochen, während welchen der Vater bei uns war. Wir giengen ihm, wenn er ankam, auf der Ebenseerstraße gewöhnlich bis zum zweiten Kreuzfelsen in der Traun entgegen, und, wenn er unvermuthet eintraf, erkannten wir seine Ankunft, vom Spaziergang heimkehrend, schon von weitem daran, dass an dem geöffneten Fenster seines Zimmers sein großer Waschschwamm herunterhieng. Niemals war der Vater heiterer, mittheilsamer und gesprächiger, als in seinen Ischlerwochen. Wir konnten ihm auf den Spaziergängen sagen und ihn fragen, was wir wollten, ohne Gefahr zu laufen, durch ein albernes oder unüberlegtes Wort einen erschreckenden Ausbruch seines Missmuthes heraufzubeschwören. Er leitete sogar unsere Spiele, brannte mit uns im Garten „Speiteufel“ ab, gieng mit uns zum Nussensee, an dessen einsamem Waldufer damals nur eine Sennhütte stand, um mit Pistolen Echo zu schießen, ließ mit uns an windstillen Tagen Montgolfieren steigen, die wir aus Seidenpapier selbst klebten, kurz, der Knabe erwachte wieder in dem genialen und ver-

düsterten Manne. Sein Lieblingsplatz war eine Bank an dem Solenleitungswege nach Laufen. Dort saß er vormittagelang allein oder mit uns und las, wartete wohl auch, dass eine junge, dem Patriciat Ischls angehörige Dame auf der Fahrstraße unten vorüberritt oder fuhr und ihm einen flüchtigen Gruß hinauflächelte, der oben im tiefen Schatten seiner Buche und seiner tiefen Gedanken saß. Unweit dieser Bank steht heute die Villa Dr. Oscar Blumenthals.

Wir waren glücklich, wenn sich der Aufenthalt in Ischl tief in den Herbst hinein erstreckte. Die Curgäste waren dann fast alle fort, Wiesen und Felder abgemäht, die ganze Gegend schien uns Buben zu gehören. Mit tiefer Trauer nahmen wir jedesmal Abschied, wenn es schließlich mit der Abreise ernst wurde. Auf der Wagenfahrt durch das Traunthal nach Ebensee bemühten wir uns, den letzten Blick der nach und nach verschwindenden Ischler Berge zu erhaschen, der Ziemitz, des Rettenkogels. Am längsten und wehmüthigsten sah uns immer das Kathringebirge nach. Von Ebensee reiste man damals auf dem Dampfschiff, das der alte bärtige und brummige Steuermann Loidl lenkte, über den Traunsee nach Gmunden. Einmal fuhren wir so an einem heiteren frischen Herbstabend über den See. In Ebensee wurde eine große, lange Kiste auf das Vorderdeck des kleinen Dampfers geladen. Mit Schauder erfuhr ich, dass diese Kiste einen Sarg enthalte, in dem ein Todter liege. Ein reicher Ausländer war in Ischl gestorben und sein Leichnam wurde nun in die ferne Heimat befördert. In Traunkirchen kam eine Schar junger Bauernbursche an Bord, jeder mit einem Bündel oder einem kleinen Koffer. Sie trugen Sträuße an den Hüten, als Abzeichen, dass sie zum Militär „assentiert“ waren und zum Soldatendienst einrückten. Einige waren betrunken und johlten, andere weinten bitterlich, der Abschied von Daheim gieng ihnen sehr nahe. Sie setzten sich nieder, wo sie Platz fanden, eine Reihe setzte sich nach Bauernart, einer dicht an den andern gedrängt, auf die lange Kiste. Als sie vernahmen, dass

ein Todter darin liege, folgten zuerst einige rohe Späſſe, bald aber gieng das wüſte, ab und zu von einem rauhen Juhezer übergellte Gejohle in einen regelrechten, melancholiſchen Geſang über. Auch jene, die bisher weinend ihre rothen Köpfe in die farbigen Schnupftücher gepreſst hatten, ſtimmten mit ein . . . Der Sonnenſtein und der Traunſtein erglühten im Abendſonnenſchein, der ſchwarzblaue, windbeſtrichene See war mit weißen Schaumkronen überſäet . . . Wenn ich ſpäter über das Volkslied nachdachte, fiel mir oft dieſe Scene ein.

Noch eine Erinnerung aus dem zweiten der beiden Reichenhaller Sommer gibt mir immer ſehr lebhaft das Gefühl der Volkspoeſie. Faſt jede Woche beſuchten wir in Begleitung unſeres Lehrers S. das Schloſs und Dorf Marzoll, das eine Stunde von Reichenhall am Fuß des ſagenreichen Untersberges liegt. Wir tranken dann gewöhnlich vor dem einfachen Wirtshaus neben der Kirche ein Glas Bier, wobei uns entweder der geſprächige, bäueriſch ſpaſshafte Wirt oder ſeine Tochter, die „Burg“ (Walpurga) genannt, Geſellſchaft leiſteten. Die Burg war eine friſche hübſche Dirne, mit dicken braunen Flechten um das runde, lachende Geſicht. Einmal erzählte ſie uns, wie ſehr ſie ſich auf den nächſten Sonntag freue, da gehe ſie mit andern auf die Alm auf dem Untersberg oben. Als wir nach einigen Wochen wieder nach Marzoll kamen, bediente uns der Wirt, der ganz gleichmüthig ausſah. Wir fragten ihn, warum denn heute die Burg nicht käme. „Die kann nicht kommen, ſie iſt auf dem Gottesacker,“ war ſeine Antwort. Wir meinten zuerſt, ſie habe dort etwas zu thun, erfuhren aber bald, daſs ſie todt ſei. Sie war damals von der Alm mit dem übrigen jungen Volk abends auf das Geieregg geſtiegen, dort wurde ein großes Sonnwendfeuer angezündet und luſtig tanzten die Burſche und die Dirnen um das Feuer. Beim Tanz war die Burg dem Rand des Gipfelabſturzes zu nahe gekommen und rücklings in die Tiefe geſtürzt. Im Falle ſpießte ſie ſich an einen dürren

Baum, der aus der Felswand ragte, und hieng so lebend unter furchtbaren Qualen durch viele Stunden, bis man die Sterbende herunterholen konnte. Die Burg war verlobt gewesen. Nachher kam auf, dass sie einige Tage vor der Almfahrt, auf die sie sich so freute, Todesahnungen gehabt hatte. Sie hatte einige Kleinigkeiten als Andenken an ihre Kameradinnen vertheilt. Der Wirt, der bei dieser Erzählung weich geworden war, recitierte uns die gereimte, vom Schulmeister verfasste Grabschrift, holte dann einen vollgeschriebenen Papierbogen aus dem Haus und gab ihn uns zu lesen. Darauf stand ein poetischer Nachruf an die Burg, von ihrem Bräutigam, einem Bauernburschen, gedichtet. Ich weiß nur noch, dass herkömmliche poetische Floskeln darin mit echten Gemüthslauten abwechselten. Die Schrift war unsicher, die Verse sehr holperig, aber das Gedicht ergriff mich sehr und ich bedauere, es nicht abgeschrieben zu haben.

Dass wir zum vollen Genuss Ischls und seiner herrlichen Natur gelangten, dazu trug am meisten bei unser schon erwähnter Hauslehrer S. Dieser, nur um acht Jahre älter als ich, war in jeder Hinsicht das Gegentheil seines Vorgängers, des Herrn J., der ein Beispiel dafür war, wie sehr sich der Vater in Menschen irren konnte, die ihn an seinen Schwächen zu fassen wussten. J., aus Alttitschein in Mähren gebürtig, war, wenn ich nicht irre, Studierender der Philologie, als er zu uns kam. Er verband die geschmacklose Eitelkeit eines Tenoristen mit der Klatsch- und Intriguiersucht einer alten Jungfer, und war mit seinem schwärmerisch auffrisierten Haar und seinen gefühlvollen und geistreichen Redensarten so recht der Mann, um in den Augen alter Weiber, die er etwa bezaubern und beerben wollte, für den genialsten und edelsten Menschen der Welt zu gelten. Die Gesellschaft des Vaters, der ihn in seinen näheren Umgang zog und mit sich ins Wirtshaus nahm, verdarb den leeren Wicht völlig und machte ihn so aufgeblasen, dass auch er versuchte, im Stil des Vaters den

[illegible] witzige [illegible] zu sagen. Als Proben seiner Einfällen sind mir viele Reden, in denen er sich gefiel, im Gedächtnis geblieben, von denen ich nur die eine: „Meine Hand ist zwar klein, aber mein Arm ist stark“ anführe, die ihm entwischte, als es sich gerade um irgendeine Kraftprobe handelte. Für eine verheiratete Frau, deren Sohn auch sein Zögling war, gab er vor, zärtliche Gefühle zu hegen, und versäumte nicht, in unserem Garten einige Rosen zu pflücken, ehe er sich zu ihr begab, um den Knaben zu unterrichten und die Frau Mama durch sein neuestes Gedicht in Extase zu versetzen. Da dies nach dem Gabelfrühstück geschah, das er mit uns einnahm, gieng er, nachdem er sich den Mund gespült hatte, wohl auf einen von uns Buben zu, hauchte ihm ins Gesicht und fragte: „Riech' ich noch nach Ei?“ Wenn er mit uns spazieren gieng, hatte er Rendezvous mit der ältlichen Angebeteten und bei einem derselben wollte mein Bruder belauscht haben, wie er, der auf seinen kleinen Fuß sich nicht wenig einbildete, mit ihr die Schuhe wechselte. Wir lachten über ihn, hiengen aber doch eine zeitlang nach Knabenart an ihm, was er benützte, um uns durch Reden, dass er krank sei und bald sterben werde, zu rühren und weinen zu machen. Vielleicht war er hypochondrisch, aber ich glaube, alles war frevelhafte Affectation. Ich erinnere mich, dass er einmal, von seiner Lungenkrankheit sprechend, — er wurde viele Jahre nachher wahnsinnig —, sagte: „Es bilden sich Bläschen in meiner Lunge, ich höre sie platzen.“ Diesem Gecken waren wir einige Jahre anvertraut. Die Tante in ihrer Geradheit und Tüchtigkeit konnte ihn nicht ausstehen, ich hasste ihn bald und benützte diesen Hass als Vorwand, um mit dem erhebenden Gefühl, einer guten Sache zu dienen, nichts zu lernen. Ich glaubte beobachtet zu haben, dass er seine Klagen über mich immer gerade dann beim Vater vorbrachte, wenn ein Apfelstrudel auf den Tisch kam, so dass mir der Genuss dieser Lieblingsspeise verdorben wurde. Später mischte er sich in die Conflicte des Vaters

mit der Tante, machte Klatschereien und ließ es sogar in den Lehrstunden an geheimnisvollen Anspielungen auf die Verhältnisse und Vorgänge im Hause nicht fehlen. Im Winter 1863 kam es bei Tisch zum Bruch. Meine Frage an den Vater, was ein „Flibustier" sei, gab den Anlass. „Ja, sagt Dir denn das Herr J. nicht?" fragte der Vater. J. replicierte, ein Wort gab das andere, ein „dummer Bursch" flog ihm an den Kopf, mit einem „Das bin ich nicht," erhob er sich; „Das sind Sie," antwortete der Vater. „Ich empfehle mich," sagte Herr J. und schritt großartig der Thüre zu — diese öffnete sich, und der Diener trug einen Apfelstrudel herein. „Beim Apfelstrudel," jubelte ich mit dem Gefühl, dass die Erinnyen meine Rache auf sich genommen hatten.

Herrn J., der ungünstig auf mich gewirkt und eine widerwärtige Erinnerung in mir zurückgelassen hat, folgte als Hauslehrer S., der heute in Leoben lebt, wo er sich als Advocat eine geachtete Stellung geschaffen und eine zahlreiche Familie gegründet hat. Er ist, wie erwähnt, noch heute mein treuer Freund und wird es immer bleiben. Für uns Knaben, namentlich für mich, war es ein Glück, dass er kam. Der jetzige Abt des Benedictinerstiftes zu den Schotten in Wien, der damals am Schottengymnasium Religion und Geschichte lehrte, Pater Ernest Hauswirth, hat ihn zu uns gebracht, nachdem er wenige Monate vorher die Maturitätsprüfung überstanden hatte. Er war uns also als Universitätsstudent nach Alter und Reife genug fern, um unser Lehrer und Mentor, und genug nahe, um unser Kamerad sein zu können, der unsere Freuden von Herzen theilte und mitmachte. S.'s Vater war der Hauptmann und spätere Major S., der als pädagogischer Schriftsteller einen hochgeschätzten Namen hinterlassen hat. Die „Briefe an meinen Sohn", die ich genauer kenne, sind ein Buch voll weiser Seelenkenntnis und Lebenserfahrungen und ganz durchdrungen von dem feinen Aroma jener die ganze Persönlichkeit veredelnden Bildung, die man, wie mir scheint,

an Menschen, die aus den vormärzlichen Zeiten stammen häufiger findet, als an den modernen. Durch seinen Sohn vermittelt, habe auch ich die wohlthätige Einwirkung seines pädagogischen Sinnes und Talentes erfahren. Denn er hatte seinen Sohn einer systematischen, tief durchdachten Erziehung unterworfen, um mit soldatisch strengen und menschlich zarten Mitteln das aus ihm zu entwickeln, wozu nach seinem Urtheil die Keime und Anlagen in ihm vorhanden waren. Als S. zu uns kam, merkte man es ihm stark an, dass er sich noch ganz im Banne und in der Zucht dieser Erziehung befand, der väterliche Erzieher stand gleichsam unsichtbar hinter ihm oder wirkte innerlich in ihm und lenkte sein Thun und Lassen, wie mit unsichtbaren Drähten, durch sein: „Du sollst," „Du sollst nicht," „Du darfst," „Du darfst nicht." Je älter und reifer der Sohn wurde, desto mehr verwandelten sich die väterlichen Lehren und Regeln in sein eigenes Fleisch und Blut, und in einigen Punkten, namentlich in Fragen der politischen Gesinnung, gieng er aufrichtig und entschieden schon früh seine eigenen Wege. Aber das ist S. bis heute verblieben, dass er sein Leben immer in thunlichst genauer Durchführung eines vorher umsichtig ausgedachten Entwurfes, ja Stundenplanes lebt, wobei es, wenn er zum Beispiel in Geschäften in Wien ist, erheiternd und rührend auf mich wirkt, wenn er im Bestreben, die karg bemessene Zeit möglichst auszunützen, ja auszupressen, seine Gänge und Geschäfte so zu vertheilen weiß, dass er zwischen einer Tagsatzung bei Gericht und einem Besuch in einem andern Stadtbezirk eine halbe Stunde ausspart, die er schon vorher dem Zweck bestimmt hat, an einem Platz, der ihm aus alter Zeit wert ist, einer poetischen Jugenderinnerung durch zehn Minuten nachzuhängen oder im Vorübergehen einen Kunstgenuss zu pflücken, der ihm in Leoben versagt ist. Vielleicht malt diese Periode mit ihren ineinandergeschachtelten Sätzen S.'s Wesen und Lebensführung lebendiger, als jede Schilderung. Er ist in dieser Hinsicht mit seiner Unfähigkeit des bum-

melnden Sichgehenlassens mein Widerpart. Als echt S. empfinde ich eine Scene, die sich später einmal mit meinem Bruder ereignet hat. Von einer Bergpartie kommend, kehrten die beiden, in der Meinung, dass bis zum Abgang ihres Eisenbahnzuges noch eine halbe Stunde Zeit sei, in einem Gasthaus im Gesäuse, das einige hundert Schritte vom Bahnhof entfernt ist, ein. Kaum hatten sie ein Glas Bier getrunken und etwas gegessen, als schon der Zug gegen den Bahnhof heranbrauste. Wenn sie ihre Zeche bezahlten und dann zum Bahnhof eilten, versäumten sie die Abfahrt, denn der Zug hielt nur wenige Augenblicke. Schnell entschlossen entschied S.: „Wir müssen laufen,“ gebot der Kellnerin: „Kellnerin, mitlaufen!“ und im eiligen Trabe beglich er mit der daneben trabenden Kellnerin die Rechnung. Diese Äußerlichkeiten verliehen seinen soliden Eigenschaften, seinem nicht immer geschwinden, aber starken und gesunden Verstande, der ihm nur wirklich Klares zu verstehen erlaubt — ein seltener Vorzug in unserer mit halbgedachten Gedanken flunkernden Zeit, — seiner Gemüthstiefe, Lauterkeit und Treue den liebenswürdigen Reiz des Individuellen. Oft, wenn ich mich meinem Hange allzusehr ergab, eine Gedankenreihe, wie mit Siebenmeilenstiefeln denkend, bis in ihre äußersten paradoxen Ausläufer zu verfolgen, sagte mir S., statt, wie jene Kellnerin mitzulaufen, sehr gelassen: „Halt! Sag' das noch einmal!“ und seine Antwort bewies mir dann, dass er mich bis in die Wurzeln meiner Gedanken hinab begriffen hatte. S. verdanke ich es allein, wenn durch das wirre Traumleben meiner Knabenzeit hindurch mein Studiengang im ganzen ungestört fortschritt, zuerst mit gutem, später mit glänzendem Erfolge. Von ihm habe ich lernen gelernt, jene Art Lernen, in der fast alle halbwegs begabten Schüler des Schottengymnasiums Meister sind.

Unter den Lehrern des Schottengymnasiums hatte auf S. Pater Sigismund Gschwandner den größten Einfluss gehabt. Das war ein bedeutender Mann, dessen ruhigem Wesen man es anfühlte, dass diese milde, leise Gelassenheit

durch schwere, schweigend durchgerungene Kämpfe erworben war. Er schien es erreicht zu haben, seine Kant'sche Gesinnung mit den Pflichten zu versöhnen, welche sein Priesteramt seinem klaren Kopf und seinem Handeln auferlegte. Ich kann nicht ohne Ehrfurcht an ihn denken. Wenn er in der siebenten Gymnasialclasse zum erstenmale auf dem Plane erschien, war eine allgemeine „Umwertung aller Werte" in der Classe die Folge. Knaben, die bisher als ausgezeichnete Schüler gegolten hatten, erwiesen sich plötzlich als oberflächlich denkende Auswendiglerner, während andere, die bisher auf der hintersten Schulbank gesessen hatten, in Physik, Mathematik und philosophischer Propädeutik den strengen Anforderungen des ernsten Lehrers zu allgemeiner Überraschung genügten. Bei ihm war Verstehen und Wissen etwas ganz Anderes, viel Tieferes und Schwereres, als bei anderen Professoren. Als ein echter Kantianer verhalf er den dazu befähigten Schülern zur Erkenntnis, dass das, was sie bisher für Verstehen und Wissen gehalten hatten, dies nicht war, und hob sie so, wie mit einem Ruck, — zuweilen einem recht schmerzhaften Ruck, — auf eine viel höhere Stufe der geistigen Entwicklung. Von Pater Sigismund hatte sich S. die Abneigung gegen alles nur halb und ungefähr Gewusste, Gedachte und Verstandene angeeignet und übertrug diesen noch so jungen Erwerb in unsere jungen Köpfe, für die er als Lehrer zu sorgen hatte.

Ein großer Theil meiner Begabung besteht darin, dass ich eine Sache nur dann verstehe, wenn sie so klar ist, wie das Einmaleins, weshalb ich keine Ruhe habe, bis ich das schwierigste und verwickeltste Problem, sei es wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, solange durchgearbeitet habe, bis es mir so klar ist, wie das Einmaleins. Dann erst stellt sich mir gewöhnlich ein treffender und kurzer, oft bildlicher, sprachlicher Ausdruck dafür ein. Den Grund zu dieser Gabe hat neben meinem Vater S. in mich gelegt, und durch ihn Pater Sigismund. Leider freilich erstreckte sich diese erzieherische Einwirkung nicht auf mein ganzes Wesen. S.

war immer ein leidenschaftlicher Naturfreund, und, wie sein Vater ihn auf Fußwanderungen im Wiener Wald und in den steirischen Bergen gelehrt hatte, an der Natur Freude zu haben und ihre rauhe Seite tapfer zu ertragen, so machte es S. mit seinen Zöglingen. Mit ihm ließ uns der ängstliche Vater Wald und Gebirge durchstreifen, mit ihm haben wir zum erstenmal in Sennhütten geschlafen und auf einsamen Gipfeln die Sonne aufgehen sehen. Die Anfänge meiner körperlichen Abhärtung und Stählung, die sich bald auch ins Geistige übertrug, habe ich von S. Damals entwand ich mich der Verzärtelung, mit der uns die Ängstlichkeit des Vaters bedrohte, vieles Muttersöhnchenhafte fiel von mir ab. Die Alpen wurden uns zum Sinnbild alles Großen, Freien, Männlichen und Heldenhaften. In unserer Neigung, uns für unsere eigenthümlichen Eindrücke eine besondere Sprache auszudenken, nannten wir deshalb alles, was uns mit der Natur der Alpen nicht zu harmonieren schien, alles Geckenhafte, Schwächliche, Kränkliche, Zimperliche und Fade „unalpisch", während wir das Gegentheil als „alpisch" rühmten. Unalpisch waren für uns vor allem die eleganten Herren und Damen, die sich auf der Esplanade bei den Klängen der Curkapelle hin- uud herbewegten. So wurden die Alpen für mich eine sittliche Macht, und ich habe gewiss vieles, was andere junge Menschen thun, unterlassen, weil es nach meinem Gefühl der ernsten, schweigenden Größe der Gebirge, die gleich titanischen Urgöttern auf das kleine Menschentreiben verächtlich niedersehen, widersprach.

Siebentes Capitel.

Wenn ich von meinem Bruder nur von ungefähr spreche, ohne ihn ausführlich zu schildern, so geschieht dies deshalb, weil ich nicht in sein Recht greifen mag, für sich selbst das Wort zu führen. Schon als Knaben pflegte es uns zu erbittern, wenn die Tante gelegentlich über uns „alle beide" urtheilte, statt zu individualisieren. Trotzdem haben wir sehr viel miteinander gemein, und in manchen Dingen ist er der einzige Mensch, der mich ganz versteht, wie auch umgekehrt. Die Gemeinsamkeit sehr vieler Jugendeindrücke und eine gewisse Identität des innersten Lebensgefühles und der Grundfarbe des Bewusstseins verbindet uns den gewaltigen Gegensätzen der Weltanschauung, Neigung, Überzeugung und Lebensführung zum Trotz. Er hat einmal, als er über mich aufgebracht war, zu mir gesagt: „Wenn Du nicht mein Bruder wärest, so wären wir schwerlich Freunde." Aber wir sind eben Brüder, das heißt, mehr als Freunde; dadurch verbrüdert, dass das Selbstbewusstsein eines jeden von uns ihm unmittelbar auch offenbart, was in der Tiefe des anderen vorgeht. Vielleicht hatten eben deswegen Zwistigkeiten, wie sie ehedem zwischen uns vorfielen, jene kränkende Schärfe, die überhaupt Bruderzwiste auszeichnet. Man sieht sich seelisch nackt und trifft daher im Zorne leicht die empfindlichsten Stellen. Dies erkennend, haben wir frühzeitig verabredet, uns nicht mehr zu entzweien, und zu diesem Zwecke vereinbart, dass, wenn einer von uns in Erregung gerathe, der andere noch Ruhige ein bestimmtes Losungswort auszusprechen habe, welches den Erregten erinnern solle, dass

wir auf Grund schmerzlicher Erfahrungen übereingekommen waren, nicht mehr zu streiten. Als dieses Losungswort wählten wir die harmlosen Laute: „Pipi,“ womit man sonst die Hühner zu locken pflegt. Übrigens hatte mein Bruder zum Vater und zu allem, was im Vaterhause vorgieng, ein etwas anderes Verhältnis, als ich, weil er mir im Alter um vier Jahre voraus war, was in dieser frühen Lebensperiode viel mehr bedeutet, als später.

Außer den Taxingerbuben und ihresgleichen habe ich als Knabe nur einen Kameraden gehabt, über den ich sonst nichts Erhebliches zu sagen wüsste. Einmal machten wir auf der Wiese neben dem Potthause in Ischl die Bekanntschaft eines Knaben, des Sohnes einer Modistin, der uns zuerst gefiel, weshalb wir ihn einluden, zu uns in den Garten zu kommen. Als er sich aber nun höchst ungeberdig und flegelhaft benahm, versuchten wir zuerst ihn zum Fortgehen zu bewegen, und als dies nichts fruchtete, hoben wir ihn plötzlich auf Grund eines wortlosen Einverständnisses auf, trugen ihn aus dem Garten und setzten ihn genau auf der Stelle der Wiese nieder, wo wir ihn angetroffen und zu uns geladen hatten. Wir wollten auf diese Weise andeuten, dass er sein Leben von dem Punkte an, wo wir darin erschienen waren, weiter fortsetzen möge, als ob er uns niemals begegnet wäre. Der Vater hat über diese unsere Procedur, als er davon erfuhr, herzlich gelacht. Wahrscheinlich wäre er gerne ebenso mit gar manchem verfahren, mit dem er sich auch arglos und freundschaftlich eingelassen hatte, um dann von ihm Verdruss und Kränkung zu ernten, wie es ihm mit Franz Schuselka ergieng, auf den wohl die Verse zielen dürften:

Was ich für Dich gethan
Mit redlich frommem Eifer,
Mit Zinsen zahltest Du's
Von Galle, Gift und Geifer.

Der „Schuselkaaffaire,“ worauf hier angespielt ist, dürften sich ältere Wiener noch entsinnen. Da ich höchstens

acht Jahre alt war, als sie sich abspielte (1861), weiß ich nicht genau anzugeben, worum es sich eigentlich handelte. Die „Katzenmusik“ aber, die deshalb von den fanatisierten Anhängern des Volksmannes Schuselka dem Vater gebracht wurde, ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Der Vater hörte ruhig, auf dem Sofa seines Arbeitszimmers liegend, dem Johlen und Pfeifen der Massen zu, welche sich in den engen Gassen unten drängten. Die Fensterladen waren, etwaiger Steinwürfe wegen, verschlossen, der Stiegeneingang im Hofe mit Polizisten besetzt. Ich gürtete tapfer mein kleines Ritterschwert um. Die ungeheuere Aufregung dieser Tage, sowie die furchtbaren Anstrengungen, welche die Vertheidigung Richters dem Geist und dem Körper des Vaters zumuthete, haben seine Gesundheit zuerst dauernd erschüttert.

Die Schicksalsumschläge und Aufregungen der politischen Laufbahn meines Vaters haben überhaupt in mein Jugendleben stark hineingewirkt. Ganz besonders der Memorandenstreit im Bürgerministerium, der mit des Vaters und der Grafen Taaffe und Potocki Rücktritt endigte. Nie wird der Ingrimm und die Bitterkeit aus meinem Gemüth verschwinden, mit dem ich damals, anfangs 1870, die Schmähartikel las, mit welchen namentlich die liberalen Zeitungen über den Vater herfielen und ihn, den hellsten politischen Kopf seiner Zeit, den, trotz aller Schwächen und dämonischen Instincte, lautersten Charakter, behandelten, wie einen Dummkopf und Verbrecher. Der Vater war damals schon ein todkranker Mann und die giftigen Empfindungen, die ihn verzehrten, fraßen an seinem Mark. Die Serie von Artikeln im „Wanderer“, in denen er die Todeszuckungen des überlebenden Rumpfes des Bürgerministeriums mit seiner erbarmungslosen Kritik begleitete, waren für ihn, der durch seine politische Isolierung, seine Stimmlosigkeit und seine Taubheit ganz in die Trappistenzelle seines rastlos arbeitenden Gehirnes interniert war, nur eine ungenügende Entladung. Die nächsten politischen und persönlichen Freunde verließen ihn. Nur Doctor Heinrich Jaques wurde zuweilen

vorgelassen. Ich erinnere mich, wie Jaques einmal über die tödtlichen Urtheile erschrak, die mein Vater, gleich Beilhieben, über die Führer seiner politischen Feinde fällte. Als der Vater dann starb, kam er uns wie ermordet vor, und dieses Gefühl hat mich und meinen Bruder ebensowenig je verlassen, als die nachher durch eigenes Denken und die Ereignisse bestätigte Überzeugung, dass er mit seinem, im Minoritätsmemorandum entwickelten politischen Programm recht gehabt hat. Wer daher meinen Bruder schmäht, dass er eine politische Partei ergriffen habe, die ihm als dem Sohn seines Vaters nicht gezieme, der gedenke jener in der empfänglichsten Lebensperiode erlittenen Eindrücke. Die Partei, zu deren Leuchten mein Vater zählte, hat ihn damals wie einen Auswurf ausgestoßen, und wenn er gesund gewesen wäre, so würde er, der durch die Berührung mit den Regierungsgeschäften schnell aus einem politischen Redner zum Staatsmanne geworden war, wohl eine politische Richtung eingeschlagen haben, die mit dem Giskra-Herbst'schen Liberalismus nichts mehr gemein gehabt hätte.

So unverständig die Tante oft in die persönlichen Angelegenheiten des Vaters eingriff, mit so viel Verständnis, Theilnahme und Bewunderung verfolgte sie die politischen Thaten und Leiden des Vaters. Wenn wir abends lesend um die Lampe herumsaßen, ich in eine Indianergeschichte vertieft, mein Bruder in einen Jahrgang der Zeitschrift „Die Natur“ oder der „Fliegenden Blätter“, studierte sie, in der Mitte sitzend, die schwarzgeränderte Brille tief auf der Nase, die von ungezählten Falten und Fältchen zerknitterte Stirne von einer altmodischen Haube umrahmt, emsig die Zeitung, vor allem die politischen Artikel und die Telegramme. Wie eine Offenbarung sog sie jedes Wort des Vaters ein, wenn er ihr in friedlichen Perioden mit seiner klaren, klingenden Stimme die politische Situation erklärte. Bis zu ihrem Lebensende 1887 hat sie dieses Interesse für Politik, namentlich für österreichische Politik, behalten. Sie war überhaupt, obgleich weder geistreich, noch

besonders gebildet, in vieler Hinsicht eine merkwürdige Frau. Wenn sie mit einer im Namen unserer verstorbenen Mutter empfundenen Eifersucht darüber wachte, dass der Vater keine neue Verbindung eingehe, so war gewiss der ihr bewusste Beweggrund unser Wohl, der Kinder ihrer Nichte, der sie, wie sie mir erzählt hat, das Wort gegeben hätte, über uns zu wachen. Unbewusst wirkte aber gewiss auch die Besorgnis mit, aus ihrer leitenden Stellung im Hause, gegen deren geringste Beeinträchtigung sie höchst empfindlich war, verdrängt zu werden. Im Hause hielt sie strenge Zucht und Ordnung. Sie war überhaupt keine weiche Natur, und irgendwelche Zärtlichkeit wurde von ihr trotz des fast mütterlichen Verhältnisses uns gegenüber weder geäußert, noch empfangen. Sie besaß jene zähe Anhänglichkeit, die man sachlich nennen möchte, weil sie mit den persönlichen Empfindungen gegen die Personen, denen man sich angehörig fühlt, nichts zu thun hat und von ihren Schwankungen nicht berührt wird. Diese Anhänglichkeit entspringt dem Bewusstsein der Verwandtschaft und kommt heute gewiss viel seltener vor, als in früheren Zeiten, in denen Verwandtschaft und Familie viel mehr bedeutete. Die Tante hatte einfach das Gefühl, für uns da zu sein, und wir fühlten ebenso. Dies schmälerte aber die Gefühle nicht, welche die Tante als Mutter für ihre eigenen Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hegte und aufopfernd bethätigte. Solange ich denken kann, waren diese beiden Kinder in Griechenland. Der Sohn Gustav, ein sehr hochgewachsener, schlanker Mann von flottem, leidenschaftlichem, wohl auch leichtsinnigem Charakter, war vorher in den Orient gegangen, wo er im österreichischen Consulatsdienst ein Unterkommen fand, abwechselnd in Smyrna, Patras, Kalamata und anderen Orten diente und schließlich zum Viceconsul oder gar zum wirklichen Consul in Kalamata in Messenien vorrückte, wo er sich, insbesondere während der Revolution, die König Otto den Thron kostete, Popularität erworben zu haben scheint. Als ich im Frühling 1878,

also wohl 15 Jahre nach Gustavs Tode, in Kalamata war, hörte ich dort noch viele Leute mit Wärme vom „Consul Berger“ sprechen. Seine Schwester Albertine, die aber allgemein Bertha genannt wurde, folgte ihrem Bruder sehr früh, als ich noch ein Kind war, nach Kalamata, wo sie sich mit einem Advocaten namens Xydi verheiratete. Sie lebt noch heute als Witwe in Athen. Was sie aus der Heimat nach Griechenland getrieben hat, weiß ich nicht recht. Sie war und ist noch heute eine Person von ungemein lebhaftem Wesen und hellstem Geist, ihre zähe Lebenskraft und ihr unverwüstlicher Humor hat sie in allem Unglück und in allen Sorgen, die sie in diesen vierzig Jahren im Übermaß zu tragen hatte, aufrecht und frisch erhalten. Ihre Briefe in den letzten Jahren schildern die verworrenen Zustände Griechenlands mit großer Klarheit und Überlegenheit und mit einer Schärfe, die verräth, dass sie mit meinem Vater verwandt ist und in jungen Jahren kameradschaftlich mit ihm verkehrt hat. Der Gatte der Tante, ein fürstlich Metternich'scher Beamter, ebenfalls Berger heißend und wie die Tante sagte, „auch sehr ein gescheiter Mann war,“ war ein Vetter meines Vaters. Da die Tante überdies die Schwester meiner Großmutter von mütterlicher Seite war, so war ich doppelt mit ihr verwandt. Die Tante hatte zwei ältere Brüder, die ab und zu zu uns kamen. Der eine, Pater Isidor Gold, war Chorherr des Stiftes Klosterneuburg und lange Zeit Pfarrer in Eipeldau bei Floridsdorf, wo wir ihn mit der Tante einmal besuchten. Der andere, Franz Gold, war ein pensionierter herrschaftlicher Beamter, und war Inhaber einer Tabaktrafik nächst der Hernalser Linie. Er trug eine fuchsige, meist etwas verschobene Perücke, bewegte immer wie kauend die Kinnladen und hatte ein lebhaftes Interesse für Geologie und Paläontologie gefasst, das er dadurch befriedigte, dass er die nähere und entfernte Umgebung Wiens nach fossilen vorsündflutlichen Knochenresten durchstöberte und seine wirklichen oder vermeintlichen Funde der geologischen Reichs-

anstalt anmeldete. Wenn er mit uns sprach, erzählte er uns von seinen Forschungen und Funden in einem fast scheltenden Tone, der uns offenbar fühlen lassen sollte, dass wir dumme Buben für den Ernst und die Wichtigkeit solcher wissenschaftlicher Bestrebungen keinen Sinn und kein Verständnis hätten. —

Von anderen Verwandten, zu denen die Tante eine Art Respectverhältnis hatte, erwähne ich die „alte Tante Ris", die Witwe eines reichen Apothekers, welche in Unterdöbling ein Landhaus und einen schönen Garten besaß, in dem ich in früher Kindheit ab und zu einen Sonntag verbrachte. Unheimlich war mir jedoch die Nähe des Friedhofes und der Görgen'schen Irrenanstalt. Jetzt befindet sich dort das von Billroth gegründete Rudolfinerhaus. Die Tochter der Tante Ris war die geschiedene Gattin des Arztes und späteren Gemeinderathes Dr. Klucky. — Nach kurzer glücklicher Ehe verwitwet, wohnte meine Tante im Bürgerspital. Dort war „Eduard v. Bauernfeld" durch längere Zeit ihr Zimmerherr; unter den vielen Besuchern aus dem vormärzlichen geistigen Wien, die zu Bauernfeld kamen, war auch Franz Schubert. Hiedurch und durch meinen Vater kam Bertha in persönliche Berührung mit vielen literarisch und politisch angeregten Menschen jener Zeit, und dies hat ihre angeborene Intelligenz sehr entwickelt und gesteigert.

Wenn ich an die Tante denke, so sehe ich sie oft im Geist an dem Schreibtisch, der früher der Mutter gehört hatte, sitzen und lange Briefe in ihrer altmodischen, aber deutlichen Schrift schreiben. Sie schrieb allwöchentlich an Gustav und Bertha. An jedem Brief schrieb sie die ganze Woche hindurch, und sie wählte das dünnste Papier, um bei möglichst geringem Porto möglichst viel schreiben zu können. Wenn die Briefe erhalten sind, so müssen sie eine fortlaufende genaue Chronik jener Jahre bilden. Denn ihre Briefe waren, obwohl ganz kunstlos, immer so, dass man sich alles gut und lebhaft vorstellen musste. Sie erhielt auch jede Woche je einen Brief von Gustav und Bertha

und vergieng vor Angst, wenn einmal die Ankunft des Postdampfers in Triest in der Zeitung gemeldet war und doch kein Brief eintraf. Meinem Temperament entsprechend, litt ich ihre Angst lebhaft mit. Einmal hatte sie doch recht mit ihrer so oft grundlos, aber tief empfundenen Besorgnis. Das war, wie ich glaube im Winter 1863 oder 1864. Eine Woche war vergangen, ohne den gewöhnlichen Brief Gustavs zu bringen. Es war am nächsten Posttag, einem Samstag, wie mir scheint, ich hatte gerade französische Stunde. Da hörte ich plötzlich im Nebenzimmer die Tante laut aufjammern und wimmern, riss die Thüre auf und verlor fast die Besinnung vor Schrecken, als sie mir mit einer Stimme, die ich heute noch höre, entgegenrief: „Der Gustav ist todt!" Er war in Kalamata im Hause eines deutschen Arztes, zu dessen Gattin ihm zärtliche Beziehungen nachgesagt wurden, an der Gesichtsrose erkrankt und nach kurzer Krankheit gestorben. Die Tante hatte irrthümlich einen Brief, ich weiß nicht, ob von jenem Arzt oder von Bertha, an den Vater eröffnet, der schon in der ersten Zeile den Tod meldete. — Viel später, als der Vater schon acht Jahre todt war, 1878, habe ich Bertha in Griechenland besucht. Als ich in ihr Zimmer trat, sah mir an der Wand mein Vater auf einem von Aigner gemalten Gemälde entgegen, was mich sehr ergriff. Ich habe auch in Kalamata das Grab Gustavs besucht, welches die Tante nie gesehen hat. Sie hatte einen einfachen Denkstein darauf setzen lassen. In der Vorderfläche, wo der Name des Todten stand, waren einige Schusslöcher, als ob jemand sie als Scheibe benützt hätte, um sein Gewehr einzuschießen. Bei jenem Arzt, einem wunderlichen Mann, einer der Baiern, die mit dem König Otto ins Land gekommen waren, habe ich zu Nacht gespeist, obwohl ein wahrscheinlich grundloses Gerücht ihn beschuldigte, der Krankheit Gustavs nachgeholfen zu haben. Er war alt und schwerfällig geworden und unterhielt mich mit sehr phrasenhaften und geschraubten Reden, die er offenbar für gefühlvoll und geistreich hielt und die mich an seine

langwierigen Condolenz- und Trostbriefe an die Tante erinnerten, in denen er lange Stellen aus Novalis citierte und sich in den überschwenglichsten Reden ergieng. Zeitweilig zwang ihn ein Anfall von Gesichtsschmerz innezuhalten.

Doch drang aus Griechenland auch Heiteres und Erfreuliches in meine frühe Jugend. Einigemale besuchte uns Bertha und blieb immer viel länger, als beabsichtigt war, und ab und zu kamen auch Kisten, die Orangen, getrocknete Feigen und andere orientalische Süßigkeiten enthielten. Noch gedenke ich gerne der ahnungsvollen Empfindungen, mit denen ich dabei stand, wenn diese Kisten ausgepackt und die gold-rothen riesigen, stark duftenden Früchte einzeln herausgehoben und bewundert wurden. Vielleicht habe ich damals die Keime der Sehnsucht eingesogen, die mich später nach Süden und bis nach Ceylon und zum Himalaya treiben sollte. Dazu hat aber auch die große Schmetterlingsammlung beigetragen, die Dr. Cajetan Felder, der spätere Bürgermeister, besaß. Wir durften sie einigemale in Begleitung des Vaters besichtigen und sahen bei dieser Gelegenheit die großen, in bläulichem Metallglanz schillernden Tropenfalter, wie sie, frisch angekommen, in feinem Seidenpapier dalagen. Damals beschloss ich, es einmal durchzusetzen, dass ich diese geflügelten Prachtgeschöpfe lebend und frei, in der Tropensonne funkelnd, fliegen sehe. Im Winter 1886 auf 1887 habe ich diesen Jugendtraum verwirklicht; es war dies vielleicht der einzige, der zur Wahrheit geworden ist.

Achtes Capitel.

Die Bedeutung und Berühmtheit, die vom Vater aufstrahlte, erstreckte sich auf das ganze Haus, auf die Concipienten und Schreiber, auf die Tante, ja bis auf den Bedienten und den Pudel. Der Pudel riss einmal mit einer losgegangenen und hervorstehenden Drahtspange seines Maulkorbes einem Herrn ein Loch in den Rock. Als der Beschädigte entrüstet die Tante zur Rede stellte und Ersatz forderte, wusste die Tante nichts Besseres zu erwidern, als: „Ich bitte, das ist der Hund vom Doctor Berger." Kein Wunder, dass wir Kinder uns höchst wichtig fühlten, wir, die wir dem Vater das Wichtigste waren, dem die allgemeine öffentliche Aufmerksamkeit zugewendet war. Ohne irgendwie hochmüthig oder eingebildet zu sein, empfand ich mich ganz naiv als Weltmittelpunkt. Es ist ja ganz besonders die Elternliebe, welche in den Kindern ein übertriebenes Gefühl der eigenen Bedeutung großzieht, das in unedeln Naturen leicht zum ruchlosesten Egoismus auswächst. Die junge und jüngste Wiener Literatur mit ihrer geckenhaften Selbstbespiegelung ist so recht die durch schlechte Erziehung verschuldete geistige Schöpfung von „jungen Herren aus guten Familien" und deren Nachahmern, eine Muttersöhnchenliteratur. Das hätte ich schon vor dreißig Jahren gekonnt, wenn es mir nicht „unalpisch" erschienen wäre. —

Dass sich unser Leben, während ich Kind und Knabe war, in großem Stil bewegte, — nicht etwa im äußerlich gesellschaftlichen Sinn, sondern geistig, — ist für mich be-

deutsam geworden. Unwillkürlich gewöhnte ich mich, große Ansprüche an das Leben zu stellen, die es nur seltenen Günstlingen zu erfüllen pflegt. Der Vater verwies es mir einmal, dass ich oft, wie von etwas Selbstverständlichem sprechend, meine Reden begann mit der Wendung: „Wenn ich einmal berühmt sein werde.“ Dieses Gefühl, ein Recht auf die Kronen und Kränze zu haben, die das Schicksal austheilt, ist keine gute Mitgift, zumal wenn es mit einer seelischen Absonderung von der Gemeinschaft der anderen Menschen verbunden ist, wie bei mir. Denn Erfolg und Glück haben gewöhnlich jene Menschen, welche von den andern als zu sich gehörig empfunden werden. Ich aber bin von Natur allein. Ich gelte für gesellig und mittheilsam, aber etwas wie eine unsichtbare Glaswand trennt mich vom Leben und Treiben der Mitmenschen, und ich habe auch oft gefühlt, dass diese, ohne es zu wissen, mich nicht zu ihrer Gemeinschaft zählen. Ich bin mir immer wie ausgestoßen vorgekommen, wie etwa der Träger des unsichtbar machenden Ringes in einer Gesellschaft von Sichtbaren und Leibhaftigen. — In dem Alter, in dem andern jungen Menschen das Leben weitere Horizonte aufthut, hat es sich mir durch den Tod des Vaters und die Ungerechtigkeit und Kleinheit, in die unser Dasein daher gerieth, verengt und ist arm geworden. Was das Haupt des Vaters um sich und uns her gesammelt hatte, löste sich auf und zerstreute sich. Wir waren plötzlich nichts als wir selbst. Ein Gefühl des Ausgehens, des Vorbei, kam so in meinen Lebensanfang, und ich darf sagen, dass mein Leben mit einem Abendroth begonnen hat.

Vielleicht hat jene Wichtigkeit, die ich in meinen Augen hatte, den Hang zu forschender und grübelnder Beschäftigung mit meinen inneren Zuständen gefördert. Am meisten begünstigt aber wurde er durch die ungeheure Einwirkung, welche das gewaltige Gehirn des Vaters auf mein noch zartes, im Werden und Wachsen begriffenes, Denkorgan übte. Ich bin nie einem Menschen begegnet, der intensiver, mit mehr geistiger Concentration, gedacht hätte, als mein Vater. Es

war etwas in seinem Kopf, was wie ein Brennglas, die Strahlen seines Geistes, seine Gedanken versengend auf den Punkt zusammendrängte, den er gerade ins Auge faßte. Damit verglichen, war die Klarheit des Denkens und Wissens, auf die nach P. Sigismunds Beispiel S. drang, etwas Gelindes und Schmerzloses. So zu denken, wie der Vater, that beinahe wehe. Diese Art des Denkens aber, zu der die Anlage in mir schlief, wurde durch den Vater in mir geweckt, ehe mein Gehirn seine Pubertät erreicht hatte. Er hat dies weder gewußt, noch gewollt. Es kam von selbst. Ich mußte so denken lernen, wenn ich ihn verstehen, ihm folgen und seine Reden so beantworten wollte, daß er sich nicht über mich ärgern, sich wohl gar über meine Auffassung freuen mußte. Ernste und tiefe Gespräche hat der Vater von frühester Jugend an mit uns geführt, besonders abends vor und nach dem Nachtessen, das er, als er kränker wurde, oft zu Hause einnahm. Der Gesprächsgegenstand waren sehr oft metaphysische Probleme, die den Vater immer beschäftigt haben. Besonders oft die Frage nach der Natur des Kant'schen Ding an sich und die Fortdauer nach dem Tode. Scherzweise versprach er uns einmal, uns, wenn dies angienge, seinerzeit von drüben ein Zeichen zu geben. Wer etwas von diesen Dingen versteht, wird ermessen, was für Gedanken, die für die Gesundheit eines jungen Kopfes gefährlich sind, dadurch in meinem Kopf „getrieben" wurden, das Wort im Sinne der Gärtnerei verstanden. Besonders die Kant'sche Selbstanalyse und Selbstkritik des Geistes ist, wenn ich den Ausdruck wagen darf, ein deflorierender Gedanke.

Die Verwunderung, jenes θαυμάζειν, welches Aristoteles als den Ursprung des philosophischen Nachdenkens bezeichnet hat, war eine der frühesten und stärksten Empfindungen meines Lebens. Schon als Kind verstand und fühlte ich die Wunder- und Räthselhaftigkeit der Welt und des Lebens, mein eigenes Dasein mitinbegriffen, mit solcher Klarheit, Schärfe und Tiefe, daß mir die Unmöglichkeit,

ja Undenkbarkeit einer Lösung des ungeheuren Welträthsels, einer wirklichen Antwort auf die Frage nach Grund und Sinn von allem, was da ist, von vorne herein selbstverständlich war. Ich sprach einmal, — wann, weiß ich nicht mehr —, mit dem Vater über die Möglichkeit der biblischen Wunder. Da äußerte ich, dass, wenn auch ein einzelnes Geschehnis in der Welt niemals ein Wunder sein könne, doch das Dasein des Ganzen der Welt alle Merkmale eines echten Wunders habe und schlechthin unbegreiflich sei . . . Oft, wenn ich allein in einem Zimmer unserer düstern Wohnung saß, kamen mir all die wohlbekannten Dinge um mich her, die alten holländischen Thier- und Fruchtstücke an den Wänden, von denen ich jede Linie auswendig wusste, die Schränke und Stühle mit ihren stereotypen Fratzengesichtern, die Pendeluhr an der Wand mit ihrem Tiktak, plötzlich total unbegreiflich vor, und ich fragte mich: Ja, wo bin ich denn eigentlich? Wie bin ich denn in diese curiose Situation, die ich „mein Leben“ und „auf der Welt sein“ nenne, hineingerathen? Ja, diese grenzenlose Verwunderung erstreckte sich sogar auf meinen Leib und auf mein eigenes Ich. Wie etwas Unglaubliches betrachtete und betastete ich den Körper, in dessen Kopf ich mich zu befinden schien, und fragte weiter: Was ist denn das: Ich? Wer ist „Ich“ denn eigentlich, Ich, den sie „Alfred“ nennen, der den Doctor Berger zum Vater hat, der zwischen diesen vier bemalten Wänden sich befindet, im Bazar, in Wien, in Österreich, in Europa, auf einem kugelförmigen, den leeren Raum durchkreisenden Weltkörper wohnt, der, wie mir versichert wird, vor zwölf oder dreizehn Jahren nicht existiert hat und in einigen Decennien nicht existieren wird? Der jetzt hier sitzt, alles dies denkt und sich wundert, dass es ihn gibt — — —? Wenn mir das bodenlos Räthselhafte der Existenz in dieser Weise deutlich zu Bewusstsein kam, durchfuhr mich wie eine elektrische Erschütterung eine namenlose Empfindung, die ich dem schwindelnden Schrecken vergleichen möchte, mit dem ein jäh aufgeweckter Nacht-

wandler gewahr werden mag, dass er auf der ins Leere ragenden Spitze eines Thurmes steht. Mir war in solchen Momenten, als wolle mir die Vernunft vergehen oder entgleiten, als müsse ich sie mit schnellem Ruck festhalten, indem ich mich wieder auf die mir entfallene und unfassbar gewordene Selbstverständlichkeit des alltäglichen Daseins besinne. Zuweilen drückte ich schnell die Augen zu und öffnete sie wieder, als ob dann das Unbegreifliche um mich und in mir, wie eine Hallucination, verschwunden seiu könnte — — —.

Der seelisch Erfahrene wird in dieser unheimlichen Anwandlung, der ich den Namen „Welträthselgefühl“ gab, die Wirkung der Einsamkeit auf meinen Geist erkennen. Ein Knabe, der, wie es der Jugend natürlich ist, gesellig mit seinesgleichen, in freier Luft sich tummelnd, aufwüchse, würde, auch bei stärkster Denkkraft, derlei kaum verspüren. Durch lange Einsamkeit aber und Monotonie bekommt die Wirklichkeit und das eigene Selbst leicht etwas Traumartiges und Wesenloses, es wird einem alsdann hin und wieder zumuth, als sei den Dingen und einem selbst der Dotter der Realität ausgeblasen, so dass nur leere Formen, Scheinbilder und Geberden übrig bleiben. Dieser Zustand kann sich dann zum acuten Anfall meines „Welträthselgefühles“ zuspitzen.

Kein Wunder, dass die Lust, die Dinge zu zerpflücken und zerdenken, sich, da es mir an äußerem Stoff fehlte, zunächst in und gegen mich selbst kehrte und meine eigene Seele anfraß. Meine Nerven und mein Gehirn waren damals (1867 oder 1868), da meine kindischen Träumereien in ernstliche dichterische Arbeiten übergegangen waren, furchtbar überreizt. Durch vorzeitige Lectüre von Lenau und Hebbel, kamen mir die Empfindungen, die ich meinem Alter nach wirklich fühlen konnte, schal vor, und ich benützte die Imagination, um mir schärfere, gehaltvollere Gefühle und Gedanken abzukitzeln. In den Fragmenten eines im Stil der „Albigenser“ Lenaus und des „Ziska“ Alfred Meissners

entworfenen Indianerepos „Tecumseh“ (ein indianischer Häuptling, der im Jahre 1815 eine allgemeine Erhebung der Rothhäute gegen die Weißen plante) verräth sich, wie sehr mir dieses frevelhafte Unterfangen gelang. Neben überraschenden poetischen und psychologischen Einzelheiten findet sich darin der naive, aber für mich selbst in meiner frühreifen Bewusstheit bezeichnende Zug, dass der Held sich an den Moment seiner Geburt später ganz genau erinnert.

Ich war reif für eine große Seelenkrise. Diese trat dadurch ein, dass die grüblerische Selbstkritik, von der ich eben sprach, sich in den allerempfindlichsten Theil meines Gemüthes einbiss, in mein inneres Verhältnis zum Vater. „Vom alten Bande löset ungern sich die Zunge los,“ so fühle ich mit Iphigenie, da ich mich anschicke, jene entsetzlichen Jugendqualen, die versteinert auf dem tiefen Grunde meiner Erinnerung ruhen, ans Licht zu bringen. Wer alles gelesen hat, was in diesen Blättern steht, wird meine Überraschung, die in mir maßloses Entsetzen war, theilen, wenn ich sage, das der Ausbruch der Krise in der Entdeckung bestand, dass in meiner Brust nicht eine Spur von Liebe zu meinem Vater lebt und dass ich im Gegentheil seinen Tod ersehne. Die Wirkung dieser Entdeckung war eine vernichtende. Sie war eben der erstgeborene Stammvater einer langen Reihe von psychologischen Gedanken und Entdeckungen, gegen die ich später, wie gegen ein starkes Gift, so immun geworden bin, dass sie meine Heiterkeit nicht mehr trüben, und es mir höchst lächerlich vorkommt, wenn, wie dies jetzt Mode ist, ein junger Schriftsteller dadurch, dass er einige dieser Teufelchen an den Schwänzchen aus seinem Kopf herausfängt und in ein Buch sperrt, sich in den Ruf eines dämonischen Übermenschen jenseits von Gut und Böse bringen will. Damals aber waren meine unschuldigen Nerven noch so empfindlich dagegen, wie eine Rothhaut gegen das Blatterngift. Der Gedanke, dass ich ein moralisches Scheusal sei, verließ mich kaum eine Secunde.

Als regelrechte Zwangsidee hatte er sich in mein

Gehirn eingebohrt und zwang es zu unablässiger angstvoller Denkarbeit. Diese hatte vornehmlich zum Ziel, mir auf logischem Wege zu beweisen, dass mein „Scrupel“ ein unbegründetes Hirngespinst sei. Auf Momente gelang mir dies, ja, — ich schreibe dies nur für die wenigen, die derlei verstehen — ich wusste eigentlich immer, dass das Ganze gar nicht wahr sei. Eine ganze Psychologie des Gefühlslebens dachte ich mir damals aus, als Gegenmittel gegen meine nagende Herzqual. Ich erfand den schwierigen, ja beinahe sich selbst widersprechenden Begriff der „Hallucination des inneren Sinnes“, ich erklärte mir, angeregt durch Kants Schrift „Über die Macht des Gemüthes, seiner krankhaften Gefühle durch den bloßen Vorsatz Herr zu werden“, dass das Ganze daher rühre, dass ich seelische Schmerzempfindungen habe, die das Vorhandene und Primäre sind und für die meine Phantasie nur motivierende, aber irreale Gründe ausbrütet. Kurz, ich entwickelte mich zu meinem eigenen Nervenarzt. Das scharfsinnigste Argument war wohl dieses: Der Gedanke, dass ich den Vater nicht liebe, macht mir Schmerz; wenn ich ihn *wirklich* nicht liebte, wäre mir das gleichgiltig; also liebe ich ihn doch, und meine Liebe äußert sich in dem durchdringenden Schmerz. Zuweilen beruhigten mich solche Betrachtungen. Oft aber warf die Angst mich nieder und es kam dann auch zu krampfartigen Anfällen mit Todesblässe, kaltem Schweiß und hysterischem Erbrechen. Lange schwieg ich, nur meinem Bruder vertraute ich mich an, mit dem bekannten Gefühl, dass er den ganzen Abgrund meines Zustandes doch nie verstehen könne. Einmal, als es besonders arg war, stammelte ich auch dem Vater etwas wie eine Beichte vor, die er wie verlegen anhörte, liebevoll, aber wie mir schien, ohne mich zu verstehen.

So schleppte ich meinen Zustand, den der Sommeraufenthalt immer merklich linderte, so dass ich seiner auf Wochen ganz vergaß, durch zwei Jahre. Im Sommer 1869, gleich nach unserer Ankunft in Gmunden, wo wir am Anfang der Esplanade wohnten, befiel mich eine schwere

Krankheit, die als Typhus erkannt wurde. Ich habe diese Krankheit immer als Folge der zweijährigen, mich ganz zerrüttenden Seelenschmerzen empfunden, die mich übrigens, da ich mich an sie zu gewöhnen begann, weder in meinen Studien, noch in meinen sonstigen Arbeiten aufhielten. Unwehleidig und „alpisch“, wie ich damals schon war, trug ich die Krankheit mit ihrer bleiernen Mattigkeit, ihrem Fieberdurst und ihren aufglühenden Delirien eine ziemlich lange Reihe von Tagen mit mir herum und schleppte mich täglich spazieren, oft bis zum „Hoisen“ hinaus am Seeufer vor dem Traunstein, und dachte, es sei nichts, als die Wirkung der „starken“ Alpenluft. Eines Morgens konnte ich mich nicht mehr vom Bette erheben. — Nach der Krankheit war etwas in mir verändert. Bis dahin im Wuchse zurückgeblieben, schoss ich nun empor, endlich bis zu meiner heutigen Höhe, hoch über den Vater hinaus, wobei ich durch Monate fraß wie ein hungriger Wolf. Mein Scrupel war nicht geheilt, aber ruhiger, mein Gemüth hatte etwas von der Weichheit eines frisch ausgekrochenen Schmetterlings. Damals las ich Scheffels „Ekkehard“, aus dem geöffneten Fenster auf den Traunsee blickend, mit einem Gefühl, wie viele Jahre später nur ein einziges anderes Buch. Durch Jahre war mir „Ekkehard“ in krankhaften Seelenzuständen ein kaum je versagendes Beschwichtigungsmittel.

Heute urtheile ich über diese schwere Seelenkrise meiner Jugend, durch die ich zum Psychologen geworden bin, dass sie vornehmlich, die Mitwirkung aller anderen Umstände, die ich geschildert habe, vorausgesetzt, die Folge der übergroßen Liebe zu meinem Vater war.

Die Umstände brachten es mit sich, dass diese Liebe sich fast ausschließlich nur in Leiden und Ängsten seinetwegen äußern konnte. Ein im kräftigen Aufschuss begriffenes junges Leben aber, wie das meinige, eine von Saftfülle fast zerspringende Menschenknospe, kann Leiden und Ängsten, wie sie mein überreizbares Gemüth durch Jahre fast ununterbrochen empfand, auf die Dauer nicht ertragen und ver-

sucht sie daher durch einen Act automatischer Selbsthilfe, wie einen Fremdkörper, auszustoßen. Das kann dem Gewissen wie eine lieblose Regung erscheinen. — Ich gieng ganz in dem Selbst meines Vaters auf, lebte nur in ihm. Als ich nun eigenes Selbst gewonnen hatte, fühlte ich unklar die Nothwendigkeit, für mich und in mir zu leben. Dieses Gefühl erschreckte und durchzuckte mich wie ein inneres schmerzhaftes Losschneiden von dem Leben, dem ich mein eigenes verdankte. Auch offenbarte sich damals zuerst meine Eigenschaft, künftige Ereignisse im Gemüthe vorher abzumachen. Für mich war der Vater schon gestorben, thränenlos beweint und mit unsäglicher Trauer, die ich ungefühlt empfand, begraben, als er noch lebte und kümmerlich hinsiechte, ja, als ich selbst noch zu hoffen glaubte. Das deutete ich nun so, als ob meine Liebe zu ihm gestorben wäre. Am 9. December 1870, um ein Viertel auf zehn Uhr vormittags, starb mein Vater. So geweint, wie sonst Kinder um ihren Vater weinen, habe ich nicht; mein Bruder stieß einen durchdringenden Schrei aus, als ob ihm ein Erstickungsanfall den Hals zuschnüre. Ich hatte diesen Tod immer mit Angst erwartet, wie ein experimentum crucis, das mir Gewissheit geben sollte, ob ich Liebe für ihn empfinde oder nicht, ob ich also ein Scheusal sei oder nicht. Als der stille, feierliche Tod in unsere Wohnung trat, ignorierte er in seiner vornehmen Art die kindische Frage, mit der ein seelenkranker Knabe ihn behelligen wollte, er schien sie gar nicht zu hören. Wohl aber durchdrang mich, als mein Vater wachsbleich, mit seinen edlen Zügen, dem etwas klaffenden Mund, der tiefnachdenkenden Stirne, von Lichtern umflackert, auf der Bahre lag, als ob er mit allem Irdischen auch mich vergessen hätte, ein Gefühl von unsagbarer Größe, Tiefe und Reinheit. Stundenlang konnte ich mich von dem Anblick, der mir einen ruhigen, läuternden Schauder eisig, aber wohlthuend durch alle Adern goss, nicht trennen. Es war der erste Leichnam, den ich überhaupt gesehen hatte. Zum erstenmale sah ich den Tod, der mir Gemüth und Einbil-

bung so oft verstört und geängstigt hatte. Durch Jahre habe ich dieses Bild und dieses Gefühl stumm in mir getragen. Das Verständnis des Tragischen gieng mir daraus auf. Erst drei Jahre später ließ ich es in einem Gedicht ausströmen, dem ersten aus jener Region der Seele stammenden, die ich gerne vor der Zeit ans Licht gewühlt hätte. Dieses Gedicht sagt nicht ganz, was ich damals empfand, doch mögen seine letzten Verse diese Erzählung meiner Jugend im Vaterhause abschließen:

Dein stilles Haupt, wie's rauh die Welt geprägt,
Auf's Kissen sanft zur ew'gen Rast gelegt,
Fest zu der Mund, von dem kein Odem weht,
Die Hände wie gefaltet zum Gebet,
Ein Feierkleid an den erstarrten Gliedern,
Aufmerksam still Dein ernstes Angesicht,
Als säh'st Du hinter den geschloss'nen Lidern,
Nach langer Erdennacht in's ew'ge Licht.
Still, still! — Nun tönt es Dir, das Wort der Wahrheit,
Nach dem Du rangst — d'rum walte heil'ge Ruh'!
Nun Du sie hast, gib meiner Seele Klarheit —
Drei Fragen nur: Wohin? Woher? Wozu? —
Kein Laut. Die Kerzen leuchten und vergeh'n,
Die Blumen athmen Düfte und verblüh'n;
Hier wachend ich, verzehrt von Todesweh'n,
Dort schlummernd Du nach heißen Lebensmüh'n
In Deinem Sarge, wie in einem Kahn,
Der Dich hinausträgt in den Ocean.

Am zwölften December wurde mein Vater auf dem alten Ortsfriedhofe in Döbling, wo Strauß und Lanner liegen, in der Familiengruft bestattet. Die Mutter und deren Bruder Adolf ruhen bei ihm. Den Denkstein ziert sein Reliefbild, von Kundmann, der ihn nie gesehen hatte, höchst ähnlich in Marmor gemeißelt. In wenigen Jahren, heißt es, wird dieser alte schöne Friedhof aufgelassen, um vielleicht verbaut zu werden. Wohin wir dann den Vater und die anderen betten werden, weiß ich noch nicht.

Zweiter Theil:

Mein Vater und ich.

1849—1870.

Jugenderinnerungen

von

Dr. Wilhelm Freiherrn von Berger.



Einleitende Worte.

Wie mir mein Bruder erzählte, haben zwei von mir im „Fremdenblatt“ erschienene Feuilletons über unseren Vater ihn zu der Verfassung von „Jugenderinnerungen“ besonders angeregt. Diese Jugenderinnerungen und der ausgesprochene Wunsch meines Bruders waren für mich die Veranlassung, jene beiden Feuilletons zu vorliegender Arbeit auszuweiten. Diese Art der Entstehung und wohl auch der Inhalt erforderten und rechtfertigen es, dass die „Jugenderinnerungen“ meines Bruders räumlich den ersten Theil dieses Buches ausfüllen. Beide „Erinnerungen“ schließen grundsätzlich mit dem 9. December 1870 als dem Todestage unseres Vaters ab. Nur insofern es der Zusammenhang zu fordern schien, ist auf spätere Ereignisse Bedacht genommen worden. Eine gegenseitige Censur hat nicht stattgefunden. Beide Theile sind vollkommen selbständig und unabhängig und wollen in diesem Sinne gewürdigt sein.

Kendling-Hof bei St. Wolfgang im October 1900.

Dr. Wilhelm Freih. v. Berger.

Aus meinen Kinderjahren.

Ich will weder ein genaues Lebens- und Charakterbild meines am 9. December 1870 verstorbenen Vaters, des ehemaligen Parlamentariers und Ministers Dr. Johann Nepomuk Berger bieten, noch weniger meine eigenen „Memoiren“ schreiben. Was ich mittheile, sind Erinnerungen und Eindrücke, welche besonders dann in mir aufdämmern und lebendig werden, wenn ich einsam meinen Gedanken nachhänge und längst vergangener Tage gedenke. Es ist im Grunde ein Theil meines Bewusstseins, welchen ich enthülle. Wer sich den Sohn eines Mannes von so großartiger Eigenart nennen darf, wie es mein Vater war, bleibt zeitlebens im Banne einer solchen Lichtgestalt, mag er nun mit den ihrigen verwandte Züge in sich fühlen oder theilweise vielleicht gerade mit unter ihrem Einflusse in anderer Weise sich entwickelt haben.

Wenn wir im Leben zwischen Verstandes-, Gefühls- und Willensmenschen unterscheiden dürfen, welche letztere wie Bismarck unter Erstickung der Gefühlsregungen ihre Verstandeskräfte zur Durchsetzung ihres eisernen Willens benützen, dann müsste ich meinen Vater zu den Verstandesmenschen zählen. Nicht als ob es ihm an warmem Empfinden, gewaltigem Wollen und kraftvoller Energie irgendwie gefehlt hätte, allein es schien, als würden seine Gefühle auf Geheiß des Verstandes öfter geschwiegen und sein Wille und seine Energie ihre volle Kraft vor allem einem Dictate seines gewaltigen Intellectes verdankt haben. So groß war in gesunden Tagen sein Vertrauen in die Kraft seines Willens, dass

er sich durch den bloßen Willen gesund, ja sogar am Leben erhalten zu können vermeinte. Was man das Naturell eines Menschen zu nennen pflegt, musste infolge dieser Veranlagung bei meinem Vater als „unglücklich“ bezeichnet werden. Heftig gegenüber Angriffen oder auch nur ihm eben ungelegen kommenden Äußerungen und Fragen, hat er dennoch viel im Leben gelitten, vieles „hinuntergewürgt.“

Meine Eltern waren noch nicht lange von Frankfurt a. M. zurückgekehrt, wo mein Vater als Mitglied der deutschen Nationalversammlung einen großen Theil des Sturmjahres 1848 verbracht hatte, als ich am 13. September 1849 in Wien im ersten Stockwerke des „Bazar“, jetzt I. Tuchlauben Nr. 7, das Licht der Welt erblickte. Mein Vater war schon seit 1848 Hof- und Gerichtsadvocat in Wien. Er liebte es zu erzählen, wie er noch im Laufe des „tollen Jahres“ seine Ernennung zum Advocaten durchgesetzt. Von Frankfurt aus hatte er einem guten Freunde Dr. Wehli nach Wien geschrieben, er möchte sich an den Minister Dr. Alexander Bach, von welchem sich damals noch manches erreichen ließ, mit dem Ersuchen um seine, des Vaters, Ernennung zum Advocaten wenden. Wie aus Dr. Wehlis Antwortschreiben hervorgieng, ließ sich dieser mit der Versicherung abfertigen, dass der Ernennung meines Vaters nach dessen seinerzeitiger Rückkehr nach Wien selbstverständlich nichts im Wege stehen werde. Mein Vater hatte für kommende Ereignisse, wie er sich auszudrücken pflegte, „eine Nase“, schrieb seinem Freunde zurück: „Du bist ein großer E . . .!“ und eilte selbst nach Wien, das er erst wieder verließ, nachdem er die Ernennung in der Tasche hatte. Der Vater hatte vollkommen recht gehabt. Wäre er nicht noch damals Advocat geworden, er wäre sicherlich wie Dr. Karl Giskra erst nach dem Jahre 1860 dazu ernannt worden. Dr. Wehli und dessen Frau waren intime Freunde meiner Eltern. Noch sehe ich vor mir den kleinen beleibten, etwas einseitigen Mann mit den immer erstaunt blickenden großen Augen in dem vollen, von einem kurzen Backen-

bärtchen umrahmten Gesichte, wie er nachlässig einherschlendert, eingehängt mit seiner gleich kleinen, altmodisch gekleideten Frau Gemahlin durch die Straßen von Wien, ein stadtbekanntes Paar, er den Kopf nach der einen, sie nach der anderen Seite auswärts hängen lassend, weshalb ihnen mein Vater den Namen „der Reichsadler“ gab. Oft kam ich mit meiner Mutter zu ihnen ins Haus und wurde von der gutmüthigen Frau mit Biscuits und ähnlichen Bäckereien gefüttert.

Ich soll ein sehr aufgewecktes und liebenswürdiges Kind gewesen sein, das mit dem Czako und der Patrontasche des Vaters aus den Zeiten der Nationalgarde spielte und von dem Frankfurter und Kremsierer „Plarament“ fabelte und sich erkundigte, wer denn eigentlich der „Jeherr“ sei, von dem so vieles herrühre, weil ich nämlich den Großen schon abgelauscht hatte, dass trotz des Revolutionsjahres dennoch das Meiste „von jeher“ so und nicht anders sei. Meine früheste Kindheit war ganz und gar von zu dem Jahre 1848 in Beziehung stehenden Erinnerungen und Eindrücken beherrscht. Wo mächtige Aufregungen und peinliche Vorkommnisse auf die Erwachsenen wirken, hören die Kinder so manches nicht für sie Geeignete und Bestimmte, während doch wieder vieles vor ihnen verschwiegen bleibt oder von ihnen nicht verstanden wird. Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, wurde mein Vater von einem militärischen Gerichte wegen vermutheter Beziehungen zu Hans Kudlich einvernommen. Bestimmter erinnere ich mich daran, dass eine Nachforschung in unserer Advocaturskanzlei stattfand, welche ihre Spitze allerdings nicht gegen meinen Vater, sondern gegen dessen Concipienten Dr. Gustav Freund richtete, der bekanntlich im Revolutionsjahre in Wien eine größere Rolle gespielt hatte. Lachend erzählte uns später noch oft der Vater, dass die Commission trotz eifrigsten Suchens lange nichts Verdächtiges finden konnte, bis sie endlich auf eine Enveloppe stieß, welche das Gesuchte zu enthalten schien. Unter allgemeiner Spannung wurde das Päckchen eröffnet,

es enthielt — Zwetschkenkerne. Diese oder eine andere Angelegenheit musste aber dennoch schliesslich für Dr. Freund schlimme Folgen gehabt haben, weil er für einige Jahre „auf der Festung" eingeschlossen wurde.

Das bekannte „Stockhaus" vor dem Neuthore mit den eigenthümlich verschlagenen, nur von oben spärliches Licht einlassenden Fenstern, dann ein anderes düsteres, vom Alter geschwärztes Gefängnis nächst dem Salzgries machte auf mich kleinen Kerl einen unsäglich unheimlichen Eindruck und ich fürchtete mich, irgendwie dort hineingerathen zu können. Wien mit seinen Basteien und Glacis, den zahlreichen Wachen und militärischen Aufzügen, den aufgestellten Kanonen und dem in den Stadtgräben vielstimmig ertönenden Trommelwirbel und Trompetenklang glich damals noch ganz einem militärisch besetzten Orte. Die Bekannten, die unser Haus betraten, schienen alle mehr oder weniger in Beziehungen zu den Ereignissen des stürmischen Jahres gestanden zu sein. Da tauchte ab und zu der Porträtmaler Aigner auf, als Commandant der akademischen Legion im Jahre 1848 zum Tode verurtheilt und sein Leben, wie man erzählte, einem Fussfalle seiner Gattin verdankend. Dennoch wurde die Ehe später sehr unglücklich. Aigner, der „Anstreicher" von meinem Vater zuweilen genannt, malte mich und Alfred als kleine Kinder, später auch den Vater und „schenkte" diesem sogar zwei Studienköpfe, eine hübsche junge Schneiderstochter und einen alten Juden darstellend, wahrscheinlich an Stelle der Rückzahlung erhaltener Darleihen. Der Mann machte, ohne dass ich recht verstanden hätte, warum, auf mich keinen angenehmen Eindruck. Zuweilen erschien in unserer Familie der Journalist Bauernschmid, welcher ein sehr witziger und talentierter Mann gewesen sein muss. Meine Mutter erschrack, wenn er angemeldet wurde, denn auch er pflegte den Vater „anzupumpen". Bei uns Kindern wusste er sich einzuschmeicheln. Wir erzählten ihm einmal, dass die Götter des Olymp sich von Ambrosia und Nektar nährten und dass die Götterspeise nach unserem begründeten

Dafürhalten nur mit den heutigen „baisers“ oder Indianerkrapfen in Vergleich gezogen werden könne. Er belehrte uns eines Besseren dahin, dass die delicate Götterspeise ein ausgezeichnetes „haché“ gewesen sein müsse. Wiederholt besuchte uns ein Bruder Kudlichs aus Kremsier mit seinen Kindern Edgar und Roswitha. Wir sollten mit diesen urplötzlich auf Commando Freundschaft schließen, konnten uns jedoch gegenseitig nicht erwärmen.

Meine Mutter hatte einige vertraute Freundinnen aus ihrer Mädchenzeit. Mit den später erworbenen, zumal aus des Vaters Kreisen, schien sie sich nicht so gut zu verstehen. Zu diesen gehörte die Witwe des Advocaten Dr. S., dessen Concipient mein Vater durch viele Jahre gewesen war. Ich muss nach allem annehmen, dass meinem Vater seitens des Dr. S. einst großes Unrecht geschehen sei und darauf das Verhältnis unter gegenseitigem Verdrusse gelöst wurde. Dr. S. war auch der Erbauer oder Pächter des Vergnügungsetablissements „Odeon“ in Wien gewesen. Das Gebäude brannte im Jahre 1848 ab und Dr. S. ward ein ruinierter Mann. Nach dessen Tode anfangs der Fünfziger-Jahre näherte sich die mit vielen Kindern in trostlosen Verhältnissen hinterbliebene Witwe unserem Vater, gezwungen durch ihre Noth, hauptsächlich aus interessierten Motiven. Ich erinnere mich weniger Frauen von ähnlicher Hässlichkeit. Ich sehe sie vor mir mit einem sogenannten „Vorbeißer“, die Oberlippe so kurz, dass sie den Oberkiefer nie bedeckte und die zwei oder drei dunkelblauen Ruinen von überlangen Oberzähnen dem Angeredeten unheimlich entgegenstarten. Dass ihre Sprache, wo sie derartige Hindernisse zu überwinden hatte, nicht anders als unangenehm „letschig“ klingen konnte, versteht sich von selbst. Ihr ganzes Benehmen war ein erkünstelt freundliches. In den guten Tagen mag sie dem jungen „armen Teufel“, der mein Vater beim Eintritte in S.'s. Kanzlei war, die empfindlichsten Demüthigungen bereitet haben. Darauf lässt mich das Gefühl der Bitterkeit schließen,

welches mein Vater immer zu haben schien, wenn von dieser, übrigens nunmehr von ihm regelmäßig unterstützten „Dame“ die Rede war. Wenn die unglückliche Frau meine schon kränkelnde Mutter nachmittagelang „cultivierte“ und über die Jause da blieb, war mein Vater nie zu sehen und ließ sich den Kaffee ostentativ in sein Arbeitszimmer dirigieren.

Als kleines Kind traumhaft dahinlebend, abwechselnd in Gefühlen großer Seligkeit und unbegriffener Unbehagen, unfähig, einen Maßstab an irgendetwas zu legen, erscheint jedem die eigene Familie als die beste aller Familien, nachträglich aber, wenn ich zu analysieren versuche, was aus diesen längstvergangenen Zeiten in mir aufdämmert, will es mir scheinen, als hätte unserem Hauswesen jene Zufriedenheit, jene Harmonie gefehlt, welche das Familienleben verklären soll. Ich selbst habe gewiss am wenigsten darunter gelitten und es ist für mich vieles besser gekommen, als es leicht hätte sein können. Aus den dunkelsten Tagen meiner Kindheit entsinne ich mich, oft davon reden gehört zu haben, dass Freunde des Vaters nach der Revolution nach Amerika ausgewandert seien, dass er selbst nahe daran war und sogar vielleicht besser gethan hätte, dasselbe zu thun und jenseits des Oceans eine „neue Heimat“ zu suchen, vielleicht in Californien, wo man das Gold „findet“, wie ich damals erzählen hörte. Was wäre denn dann aus uns geworden? Das politische Emigrantenthum ist eine ungesunde, verzweifelt traurige Sache, die Heimat läßt sich nun einmal nicht wechseln, und wie selten kehren Kinder von Emigranten mit gefundenem Gold ins Vaterland zurück! Mein Vater, nur für Österreich geschaffen und entwickelt, würde sich „drüben“ nie heimisch gefunden haben. Nur das Gefühl, vielleicht doch in unsichtbarer Weise verfolgt zu sein und die Beschwerlichkeit des mühsamen Ringens ließen meinen Vater für Augenblicke in der Illusion Trost suchen, dass es möglich wäre, in der Ferne „Ruhe zu haben“ und dort zu finden, was die Heimat vorläufig zu versagen schien. Sein Humor und seine Ironie waren

aber auch hier schließlich Sieger geblieben. Wenn sich mein Vater nach einem Orte zurückzog, der sich nicht näher bezeichnen läßt, bekam ich als Kind nicht selten die Auskunft: „Ich gehe nach Californien!“

Bunt und verworren sind diese Erinnerungen, welche ich aus meinen ersten Lebensjahren noch bewahre, und ohne die Zeiterfolge feststellen zu können, will ich noch einiges erwähnen, was nebelhaft in meinem Gedächtnisse aufdämmert. Anfangs der Fünfziger-Jahre hörte ich viel von einer großen Choleraepidemie sprechen. Ein Concipient des Vaters Dr. Russina fiel ihr zum Opfer. Er soll sorglos Obst gegessen und keinerlei Vorsicht beobachtet haben, bis ihn die Seuche erfaßte. Ein Herr von Petul scheint damals zeitweilig meine Eltern besucht und ihnen, ich weiß nicht weshalb, Geschenke gemacht zu haben. Wenigstens wurden verschiedene Luxusgegenstände bei uns noch später als von ihm herrührend bezeichnet. Auch der Componist Dessauer machte einmal meinem Vater ein Liqueurservice zum Geschenk.

Die ersten Sommer meines Lebens wurden in Döbling zugebracht, wo der reiche gewesene Apotheker Johann Ris, dessen Frau eine Großtante meiner Mutter war, jene Besitzung zueigen hatte, aus welcher das heutige „Rudolfinerhaus“ entstanden ist. Manchen fröhlichen Tag habe ich in dem großen prachtvollen Ris'schen Garten verlebt. In Döbling verkehrten meine Eltern viel mit Kurandas. Ich scheine häufig beim Spieltisch der Großen erschienen zu sein, denn der alte Kuranda begrüßte mich bei jeder späteren Gelegenheit und noch in seinen letzten Lebensjahren stets mit den Worten: „Was thun sie da? Karten spielen thun sie da“ — ein Dictum, welches mir zugeschrieben wird. — Auch Dr. Ludwig August Frankl war bei Lebzeiten meiner beiden Eltern in Wien nicht selten unser Gast. Ich erinnere mich sehr gut der Orientreise Frankls. Mein Vater liebte es noch in späteren Jahren, drollige Abenteuer von dieser Reise zum besten zu geben, welche Dr. Frankl zugestoßen sein sollen. Die Juden in Jerusalem sollen Dr. Ludwig August Frankl

durchgeprügelt haben. Von dem berühmten Abd El Kadr wäre Dr. Ludwig August Frankl in Audienz empfangen worden und hätte sich Abd El Kadr von ihm einige Gedichte vorlesen lassen. Ein Dolmetsch hätte dem Orientalen den Sinn vermittelt. Das ungünstige Urtheil Abd El Kadrs kleidete mein Vater in überaus drastische Worte. Von der Reise zurückgekehrt, brachte Frankl meiner Mutter eine Perlenschnur aus dem heiligen Lande. Wieder bei uns zu Tische geladen, erschien er in Begleitung eines im Oriente erworbenen Negerknaben, namens Mussa, dem er die Freiheit verschafft hatte. Ich sollte vor dem Souper mit dem kleinen Mohren spielen. Mein Vater flüsterte mir unbemerkt zu, ihn nur ja nicht zu reizen, weil Neger sehr leicht zornig werden. Natürlich wurde ich dadurch noch schüchterner und befangener, als ich ohnedies schon war.

Wenn mein Vater in seinem Arbeitszimmer Besuche empfieng, wurde ich öfter hineingerufen. So wurde ich als ganz kleiner Kerl dem berühmten Komiker Wenzel Scholz vorgeführt. „Ist das Ihr kleinstes Buberl?“ fragte er den Vater.

Ich muss annehmen, dass ich, wenigstens in den Augen meines Vaters, ein sehr gescheites und schlagfertiges Kind gewesen bin. Er hätte sonst nicht die folgenden Verse auf mich gemacht:

„Ich bin zwar noch ein kleiner Junge,
Doch hab' ich eine flinke Zunge,
Die gern zu jedem freundlich spricht
Und, wenn es sein muss, wacker sticht.“

Aus diesem Gedichte spricht die Liebe und ein Gefühl beseligender Erquickung überkommt mich, wenn die Erinnerung es mir ins Ohr flüstert.

Als mein Bruder Alfred zur Welt kam, war ich drei und ein halbes Jahr alt. Ich erinnere mich seiner Taufe und somit seiner ersten Lebenstage. Er war ein sehr begabtes

Kind mit lebhaften Augen und rothen Backen, später ein kleiner Knirps voll drolliger Einfälle und höchst komisch, weshalb ihn die Eltern den „kleinen Scholz“ nannten. Die Milch, die man ihm früh und abends reichte, nannte er „Kikerli“ und als künftiger Weidmann spielte er Jagd, sobald er nur ein paar Schritte „laufen“ konnte. „Der Rebhahn, dorte lauft er,“ klingt mir noch jetzt in den Ohren, wenn ich jener längst vergangenen Tage gedenke. Alfred, im Scherz auch „Fredl“ genannt, blieb lange sehr klein. „Das wird ein kleiner Stöpsel bleiben“ vermuthete mein Vater, bis der Typhus im Jahre 1869 in Gmunden meinen Bruder so sehr in die Länge streckte, dass er bald dem Vater und auch mir, der ich den Vater schon beträchtlich überragte, über den Kopf wuchs. Man plagte Alfred nicht so vorzeitig mit dem Lernen wie mich und that gut daran. Verzeihliche Elterneitelkeit „patzt“ gewöhnlich nur an dem ersten Kinde, solange nicht ein zweites heranwächst und die Schwächen erster Elternliebe heilt.

Ich musste also schon im Alter von drei Jahren auch französisch lernen und schon im vierten Jahre mit dem Lesen des Deutschen und Französischen beginnen. Lebendig erinnere ich mich daran, wie diese künstlich vorzeitige Aufhellung meines Geistes mir förmlich Schmerzen verursachte und ich wundere mich, wie ich, abgesehen von einer wahrscheinlich erblich überkommenen Nervosität, trotzdem zu jener gewaltigen körperlichen Zähigkeit und Ausdauer gelangen konnte, deren ich mich bis zu dem Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, erfreuen darf. Unvergesslich bleibt mir eine komische Scene, welche sich in meiner ersten französischen Lection ereignet hat. Die „Französin“ versprach mir die Erfüllung eines von mir in deutscher Sprache geäußerten Wunsches mit den Worten: „tout de suite!“ Höchst indigniert schrie ich: „Ich bin kein Zwit!“ Es brauchte lange, ehe ich, der künftige Jurist, von dem gänzlichen Fehlen des „animus injuriandi“ bei meiner Erzieherin überzeugt werden konnte.

Im Alter von drei bis vier Jahren wurde Alfred furchtbar „schlimm“. Er warf sich auf den Boden und „strampfte“ schreiend mit Armen und Beinen und das nicht nur zu Hause, sondern selbst auf der Esplanade in Ischl. Er konnte nur dadurch beruhigt werden, dass Mutter und Tante oder Cousine Bertha sich auf der Promenade von ihm kutschieren ließen. Alfred ergriff als Kutscher die Enden ihrer Schleppen als Leitseile und gieng dann ruhig hinterdrein. Einmal stürzte er aus Vorwitz zu Hause angekleidet kopfüber in das bereit stehende warme Bad.

Aus meines Vaters Jugendzeit.

Ein Lieblingsthema der Gespräche des Vaters mit uns war seine in den dürftigsten Verhältnissen unter beständigen Entbehrungen und drückenden Sorgen verlebte Kinder- und Jugendzeit. Schon damals wollte er aber die bestimmte Ahnung gehabt haben, dass er es einmal weit bringen werde, natürlich nicht in seiner Heimat Prossnitz. „Du wirst hingehen, wo der Pfeffer wächst," meinte wohl dazu seine alte Großmutter, aber das machte den Kleinen nicht wankend in seiner Zuversicht, dass er einst bessere Tage sehen würde. Diese Großmutter muss überhaupt eine originelle oder doch etwas resolute Frau gewesen sein, weil mein Vater so oft und lebhaft ihrer gedachte. „Iss und stopf Dir's Maul, hat meine Großmutter immer gesagt," rief der Vater scherzhaft, wenn ich und Alfred es bei Tische zu vorlaut trieben. In Prossnitz bestand der Brauch, dass der Kutscher des primitiven Stellwagens, welcher nach der benachbarten Stadt Olmütz fuhr, zeitlich morgens die Häuser des kleinen Ortes abgieng, um die Kinder zur Fahrt nach der Schule zu wecken. „Steh auf, Hanse — steh auf, Hanse, wirst sitzen auf dem Brettel Numero Ans neben Reb Harsch Leb!" So nannte man den Kutscher Hirsch. Einer solchen Auszeichnung konnte selbst die größte Schlafsucht nicht widerstehen. Oft musste mein Vater als Kind Hunger leiden. Die Folgen jahrelanger Noth haben entschieden auch späterhin bei ihm eine günstige körperliche Ausbildung gehemmt und gehindert und sind sein ganzes Leben hindurch an ihm bemerkbar geblieben. Umso freier,

aber auch bitterer hatte sich dagegen der Geist in ihm entfaltet. Ein alter Grieche, namens Abramiades, Apotheker in Olmütz, hatte den armen Knaben ins Herz geschlossen und nahm sich zuweilen seiner an. „Kumm, klaner Berger, kriegst Nuss mit Hunig," lud er dann unseren Vater zu einem Dejeuner. Und doch, wie viele heitere Episoden und lustige Streiche wusste mein Vater nicht aus seiner Jugendzeit zu erzählen, deren er stets mit heiterer Befriedigung gedachte. Dem künftigen Minister hat schwerlich jemand den Verkehr mit den „Gassenbuben" verwehrt, die sich viel besser amüsieren, als die Kinder aus „besseren Häusern". In einem Bäckerladen schrieb mein Vater auf eine schwarze Tafel, worauf mit Kreide die Namen der Kunden und die ihnen creditierten Einkaufsbeträge notiert wurden, unter die Firma „Zeiteles & Merores" die Reimworte: „Der Credit ist schon kapores!" Darob natürlich großer Verdruss. Der Vater war frühzeitig ein Waisenkind geworden. Keine Mutter, keine Schwester — denn die einzige Schwester war auch früh gestorben — hatten jenen unbeschreiblichen Duft in sein Leben gebracht, jene geistige Milde, die eben nur das weibliche Element in die Familie bringt. Einer schlecht gepflegten, wenn auch prächtigen Blüte glich seine Jugend. Mein Vater erzählte mir oft davon, dass er in frühester Jugend einige Jahre in einem militärischen Erziehungshause zubringen musste, dann unter mannigfachen Entbehrungen das sechsclassige Gymnasium in Olmütz besucht habe, bis er ebendort in dem Hause des damaligen Fürsterzbischofs als Erzieher für dessen Neffen, einen jungen Grafen Chotek, ein gutes Unterkommen fand und die beiden Jahre „Philosophie" absolvierte, welche der gegenwärtigen siebenten und achten Gymnasialclasse entsprachen. In der „Philosophie" wurden die jungen Studiosen damals schon mit „Herr" tituliert, wie mein Vater mit heiterer Genugthuung oft erzählte. Sein Professor der Philosophie scheint die Bescheidenheit für keine Tugend gehalten zu haben und ein sehr komischer Kauz gewesen zu sein. „Ich und Kant behaupten," waren

die stehenden Einleitungsworte seiner Ausführungen. Dann rannte er mit dem Kopf gegen die Wand, um vor den Augen der Schüler die Realität der Außenwelt zu demonstrieren. „Was awar das? Das awar ein Widerstand." Ich schreibe die Worte genau so, wie ich sie unzähligemale vom Vater gehört habe.

Im Jahre 1834 bezog mein Vater die Universität in Wien als Studierender der Rechte. Er scheint jedoch anfangs das Rechtsstudium mehr als Reserve betrachtet und sich in erster Linie mit dem Studium der Mathematik und Astronomie beschäftigt zu haben. Ein paar Jahre brachte er mit Brestel an der Wiener Sternwarte als Schüler v. Littrows zu. Auch war er nahe daran, sich dem Priesterstande zu widmen. Felder und Marx gehörten zu seinen intimsten Freunden. Nach absolviertem Rechtsstudium hielten die Drei eine collegiale Abschiedsfeier, jeder voll von Plänen für die Zukunft. Nur Marx war seinem damaligen Vorsatze treu geblieben: er schlug die Beamtenlaufbahn ein und brachte es bekanntlich zum Polizeipräsidenten von Wien.

Mein Vater wendete sich schließlich dem advocatorischen Berufe zu und trat als Concipient in die Kanzlei des Wiener Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. S. ein. Auch aus der nun folgenden Zeit wusste er eine Menge komischer Geschichten zu erzählen, deren meiste mir leider bereits aus dem Gedächtnisse entschwunden sind. In dem ersten Concept, welches mein Vater dem Dr. S. ablieferte, fand dieser nichts anderes zu corrigieren, als dass er an verschiedenen Stellen seine Lieblingsworte „schlechterdings" und „jedenfalls" einschaltete. Das nächste Concept meines Vaters strotzte von einer so großen Menge von „schlechterdings" und „jedenfalls", dass dem strengen „Chef" die Lust zu derlei Correcturen für alle Zukunft vergieng.

Passionen meines Vaters.

Eine gewisse Strammheit und Präcision in seinem ganzen Wesen glaubte mein Vater der strengen Erziehung in dem militärischen Erziehungshause zu verdanken, welchem seine zarte Jugend nach seines Vaters frühem Tode anvertraut gewesen. Als theilweisen Ersatz dafür beschied er eines Tages zu uns einen Feldwebel eines ungarischen Infanterie-Regimentes mit blauen Aufschlägen. Es war ein hochgewachsener kräftiger Mann mit gewichstem blonden Schnurrbart und freundlichen Manieren, der uns militärisch „abrichten“ sollte. Er brachte uns denn auch die militärischen Bewegungen und Gewehrgriffe bei. Überhaupt begünstigte und leitete unser Vater in Person bei uns das Soldatenspiel, sowohl durch Anfertigung und Aufstellung militärischer Paraden im größten Maßstabe und Umfange, für welche das Nöthige in der bekannten Niederlage bei Trentsensky bezogen wurde, als auch durch Anschaffung von möglichst vollkommenen Czakos, Gewehren, Patrontaschen, Tornistern und Trommeln zu unserem Gebrauch. Im Trommeln ertheilte uns der Vater mit Eifer persönlich den Unterricht. Der zeitweilige Besuch eines Vetters meines Vaters und Schwagers der Tante, Obersten des ungarischen Infanterieregimentes „Prinz von Preußen,“ gab uns willkommenen Anlass zu militärischen Schaustellungen. Der „Onkel Oberst“ war auch ein ganzer „Berger“, aber von militärischem Zuschnitt mit martialischem Schnurrbart, buschigen Augenbrauen und vollendeter militärischer Tournure. Er starb als Generalmajor pensioniert, ich glaube in Karlsbad.

Trotz seiner Vorliebe für militärisches Wesen hat uns der Vater im Jahre 1866 infolge der damals verbreiteten Besorgnis vor einer langwierigen, den wissenschaftlichen Beruf kreuzenden allgemeinen Wehrpflicht, ohne uns auch nur darüber zu befragen, vom Militärdienste losgekauft. Zu meinem Bedauern konnte ich so den Kriegsdienst nicht vor dem Feinde, sondern nur im Kampfe gegenüber den Elementen üben, bei sengender Sonne und bei Wind und Wetter klebend an dräuenden Felsenwänden, den Fuß auf Felszacken oder eisernen Stiften gestützt, den Arm um das Seil geschlungen. Das Bergsteigen, mit Besonnenheit, aber auch mit zäher Ausdauer betrieben, war wie anderen der Militärdienst, für uns eine Schule des Muthes, der Geduld, Selbstüberwindung und Entbehrung, ein Mittel zur Stählung des ganzen Organismus.

Ich habe mir im Laufe der Jahre eine eigene Gesundheitslehre ausgebildet, deren Regeln ich nach Möglichkeit befolge. Sie soll der Welt kein Geheimnis bleiben, wenn sie sich dauernd bewährt.

Nach seiner ganzen, eine ironische Auffassung aller nur von Gefühlen beherrschten Verhältnisse und Lebenslagen bedingenden geistigen Veranlagung musste meinem Vater jeder stärker ausgeprägte romantische Zug abgehen. Noch ferner lag ihm aber jene moderne überschwengliche Schwärmerei für die technischen Fortschritte und Errungenschaften der Neuzeit, auf welche geistesarme Seelen heutzutage eine öde automatische Weltanschauung bauen. Höchstens wenn er unter den Fabricaten eines ungeschickten Schusters zu leiden hatte, wie Johann Seewald einer war, welcher zum größten Gaudium unseres Vaters einmal eine Rechnung mit „Johann Schuster bürgerlicher Seewald" unterfertigt hatte, oder wenn er sich gerade über seinen böhmischen Schneider Johann Triska ärgern musste, dem bei solchen Gelegenheiten alle möglichen, vom Gesetze vor Leuten verpönten Titulaturen an den Kopf flogen, raisonierte der Vater über das Kleingewerbe und meinte, dass

z. B. Schuhe nur fabriksmäßig in allen Größen und Formen, wie in Amerika so auch bei uns, hergestellt werden sollten, damit ein jeder das für ihn Passende finden und wählen könne.

Umso überraschender musste des Vaters reges Interesse für die Luftschiffahrt erscheinen, und die Experimente mit dem Zeppelin'schen Luftschiffe würde er heute ohne Zweifel mit der aufmerksamsten Theilnahme verfolgt haben. Doch war es weniger das Problem der Lenkbarkeit des Luftballons, welches ihn interessierte, als eine naive Freude daran, wenn ein gut adjustierter Luftballon majestätisch gegen den Himmel sich erhob und die Insassen des Korbes von hoch oben frei, durch nichts behindert, auf die Erde niederblicken konnten. „Wenn ich keine Kinder hätte, würde ich mit einem Luftballon aufsteigen," hat er wiederholt zu mir gesagt. Dass ich selbst einst nur Luftschiffer werden könne und nichts anderes, wenn ich einmal „groß" geworden, stand für mich als Buben jahrelang fest.

So oft in Wien ein Luftballon aufstieg, war ich mit meinem Vater sicher dabei. Anfangs der Fünfziger-Jahre schon soll ich in Begleitung meines Vaters den englischen Luftschiffer Coxwell mit seinem Ballon „Sylph" vom Volksgarten aus aufsteigen gesehen haben. Ich kann mich daran nicht mehr erinnern und habe nur die Erzählung meines Vaters im Gedächtnisse behalten, dass der kühne Luftschiffer oberhalb des Stephansthurmes mittelst einer Strickleiter aus dem Korbe in einen zweiten tiefer unten angebrachten gestiegen sei und dann wieder den ersteren erklommen habe. Dagegen erinnere ich mich ganz genau daran, dass ich oft mit dem Vater oder beiden Eltern den Aufstiegen des berühmten französischen Luftschiffers Eugéne Godard und dessen jüngeren Bruders, des „jüngeren Godard", anwohnte. Der große Ballon des ersteren war matt orangegelb und sehr exact gearbeitet, der des jüngeren bedeutend kleiner und weiß und roth gestreift. Zuweilen war unter der Gondel des älteren ein Trapez angebracht und der

jüngere producierte daran halsbrecherische „Künste“. Ein anderesmal ließ sich der jüngere mittelst eines Fallschirmes von dem Ballon des älteren aus zur Erde sinken. Die Auffahrten fanden von dem Hofe oder Garten des Sophienbades auf der Landstraße statt. An einem schönen Sommerabende saß ich mit meinen Eltern nächst Grinzing an der Straße nach dem „Krapfenwaldl“ an einem bekannten hübschen Aussichtspunkte. Dieses „Krapfenwaldl“ war überhaupt ein Lieblingsort des Vaters, es mussten sich irgendwelche Erinnerungen aus der fröhlichen Studentenzeit an dasselbe knüpfen. Da zeigte sich der wohlbekannte Luftballon Eugène Godards in weiter Ferne. Die Luft blies von dort her. Der Ballon schien sich unserem Standorte zu nähern und mit der größten Begeisterung verfolgten wir mit dem Vater seine Bewegungen. Immer größer und deutlicher zeigte sich uns der Ballon, von einem schwachen Südwinde getrieben. „Der wird sich ja hier in der Nähe niederlassen,“ jubelte mein Vater und richtig -- wir waren unterdessen aufgestanden und dem Ballon entgegengegangen — kamen wir dazu, wie derselbe auf einer Wiese bei Heiligenstadt niederfiel und dann unter dem Drucke zusammengelaufener Neugieriger seinen stinkenden Athem aushauchte.

Welche Fülle von Erinnerungen aus der ersten Kinderzeit, geisterhaft und geheimnisvoll, bergen mir die Buchenwälder und Rebengelände dieser Gegend! Hier war es, wo wir im Frühling im jungen, saftig grünen Walde lustwandelten. Da verlässt plötzlich ein junger belaubter Baum seinen Stand im Walde, schreitet auf uns zu und versperrt uns den Weg. Heftig erschrocken verberge ich mich weinend zwischen den Rockfalten meiner Mutter, bis Dr. Schönpflug, der uns begleitete, die Baumkrone ergreift und zwischen den Ästen das übermüthig lachende Gesicht eines jungen rothwangigen Burschen zeigt, welcher sich den Scherz erlaubt hatte. Verstohlen blicke ich hin, aber mit meiner Courage ist es für heute doch zu Ende. In Weidling am Bach, wo wir uns zu Tische setzten, bleibe ich ängstlich hingekauert

hart an der Seite meiner Mutter. Man sucht mich zu beruhigen, es war ja nur der Spass eines harmlosen Jünglings gewesen, und endlich tummle ich mich arglos im Gasthausgarten herum. Da schießt wieder der ungemüthliche Baum, aber jetzt vor mir, aus der Erde, bewegt sich hin und her und setzt sich schließlich sogar an einen der Tische. Heulend stürze ich auf die Mutter zu und lasse mich nicht mehr beschwichtigen: Dr. Schönpflug hat sich offenbar geirrt, kein Zweifel mehr, der Baum hat wahrhaftig Füße bekommen! Im Herbst waren es wieder die Weinhüter, die mich ängstigten. Ich konnte sie nicht sehen, musste aber deren Horn beständig eintönig geheimnisvoll aus der Ferne hören. Das war doch zum Entsetzen, fiel es mir ja gar nicht ein, mich an den Trauben zu vergreifen. Ich konnte abends erst dann einschlafen, bis mir der Vater feierlich gemeldet hatte, dass auch der letzte Hüter sich zu Bett begeben habe.

Später einmal sahen wir wieder einen Luftschiffer namens Wilhelm Berg im ehemaligen Sommertheater in Mariahilf in die Lüfte gehen. Die letzten Luftfahrten, die mich mein Vater sehen ließ, waren die des Luftschiffers Regenti. Er soll ursprünglich ein Parapluimacher gewesen sein und seinen weniger exact, als der Godard'sche, gearbeiteten Ballon hätte er, so scherzte wenigstens mein Vater, aus alten Regenschirmstoffen zusammengestückelt. Sein Begleiter im Korbe war in der Regel der vor kurzem verstorbene Schriftsteller August Silberstein. Eine dieser Luftfahrten ist mir noch heute in besonders heiterer Erinnerung. Ich, mein Bruder Alfred, Vater und Tante saßen in einer Loge. Neben uns hatte ein bekannter Großhändler mit seiner Familie Platz genommen. Dieser begrüßte freundlich unseren Vater mit den Worten: „Sie, Dr. Berger, so oft ich Sie sehe, erinnere ich mich an einen sehr guten Witz, den Sie einmal gemacht haben. Sie haben gesagt, wir (die reichen Juden nämlich) wollen auch haben e' Cerclesitz in der Weltgeschichte.“ Die Kinder des Herrn spielten unterdessen mit einem aus Zuckermasse imitierten Faschingskrapfen. Ein Geflüster verrieth uns, dass

man sich mit uns beschäftigte. Offenbar handelte es sich darum, meinem Bruder Alfred, der damals ein sehr lieber kleiner Kerl war, eine Überraschung zu bereiten, denn unmittelbar darauf wurde ihm der Krapfen überreicht. Nun hörte man ein Lispeln auf unserer Seite. Die Tante soufflierte nämlich dem Alfred: „Dass Du den Krapfen nicht isst, den die so lange in den verschwitzten Händen herumgemudelt haben.“ Die Geschichte war längst vergessen, als wir zu Hause ankamen. Der Tante fiel auf, dass mein Bruder die eine Hand krampfhaft zur Faust geballt hielt. In seiner Verlegenheit hatte er den Zuckerkrapfen so fest umklammert, dass dieser zergieng und ihm die Hand gründlich gewaschen werden musste. Mein Vater hat übrigens noch andere Witze über die Familie gemacht, die weniger schmeichelhafter Natur waren. Die Gattin mit den wallenden röthlichen Locken nannte er nie anders als die „Loreley“ und deren bekannte Villa mit dem auffallenden Thurm an der Promenade in Ischl die „Judenburg“. Solche Scherze kamen natürlich den Betroffenen gewöhnlich zu Ohren. Diese besaßen Humor genug, selbst darüber zu lachen und meinem Vater gelegentlich zu sagen: „Dr. Berger, Sie machen immer Witze!“

Als ich ein ganz kleiner Knabe war, ließ der Vater keineswegs nur zu meinem, sondern auch zum eigenen Vergnügen mit mir auf der „Kuhweide“ oder der „Pfarrerwiese“ in Döbling große Papierdrachen in die Lüfte steigen und freute sich, wenn sie viel höher flogen, als jene der concurrierenden „Gassenbuben“, welche denselben Sport betrieben. Während wir noch bei Lebzeiten meiner Mutter in Ischl das sogenannte „Seifensiedergütl“ neben der Villa des durch seine Ehe mit der „Alpenrose von Ischl“ und witzigen Bonmots bekannten Grafen Eugen Kinsky bewohnten, kündigte mir ein Brief meines Vaters aus Wien an, dass er demnächst nach Ischl kommen und einige Montgolfièren aus Seidenpapier mitbringen werde, welche mittelst der in ihnen erwärmten Luft von selbst in die Höhe

gehen. Für ein Knabenherz, wie das meinige war, war dies eine Nachricht zum Entzücken. Mein Jubel kannte keine Grenzen, ich eilte aus dem Häuschen ins Freie auf das in nächster Nähe gelegene Getreidefeld, wo eben das Korn geschnitten wurde, stellte mich in die Mitte der Schnitter und las ihnen freudestrahlend den Brief meines Vaters vor. Natürlich brachte mein Vater die Montgolfièren mit und wir ließen sie steigen.

In seinen gesunden Tagen war mein Vater ein ausgezeichneter Schwimmer, Schlittschuhläufer, ausdauernder Fußgänger und auf entsprechenden Wegen auch ein recht guter Bergsteiger. Sein Sinn für Naturschönheit war lebendig und verständnisvoll. Aber auch während seiner Erholungszeit in Ischl war er an Regentagen oder heißen Nachmittagen einem „Tapper" im Casino oder zu Hause keineswegs abhold. Eine Zeitlang fanden die Tarokpartien alternierend bei uns, bei dem Abgeordneten Dr. Heinrich von Perger und Dr. Koppel statt. Die von den Dreien bewohnten Häuser konnten gegenseitig gesehen werden. Ein nach Tisch an einem dieser Häuser oder Villen ausgehängtes weißes Tischtuch war das Zeichen, dass der Insasse die beiden anderen bei sich zum Spiele erwarte. Einmal stockten diese regelmäßigen Kartenpartien für eine kurze Zeit. Dr. Koppel, der sich für den besten Spieler hielt und es auch war, hatte gegen meinen Vater beim Spiele etwas höhnisch bemerkt: „Sie glauben, Sie stechen alles mit dem Geist!" worauf Dr. von Perger, diesmal auch ein wenig schief gewickelt, Dr. Koppel mit den Worten strafte: „Glauben Sie vielleicht, dass Sie die Weisheit allein gepachtet haben?!" Das war dem Dr. Koppel zu stark. Pikiert gieng man auseinander, um sich erst — übermorgen wieder zu versöhnen.

——————

Mein Vater und seine Freunde.

Zu verschiedenen Zeiten schien mein Vater mit diesem oder jenem „Freunde“ intimer zu verkehren. In früheren Zeiten waren es Aigner, Hildebrand, Etienne, Friedländer, dann Dr. Heinrich von Perger, zu allen Zeiten Kuranda und vorübergehend Schindler, mit denen der regste Verkehr stattfand. Der Vater mied auch durchaus nicht Leute von gewöhnlicherem Zuschnitt. Deren Schwächen fand er selbstverständlich schnell heraus und es machte ihm dann Vergnügen, sie in geistsprühender Weise, oft durch Parodierung bekannter Gedichte, zu „papierln“.

Der eigentliche und einzige Freund meines Vaters und ständige Genosse Nachmittag im Café Daum und abends im Gasthause war aber der „raunzige“ Dr. Brestel. Sie empfanden beide das Bedürfnis, auch dann zusammenzukommen, wenn sie nichts zu besprechen hatten, ein Umstand, der doch auf eine tiefere Freundschaft hinwies. Ein Besuch des Dr. Jaques bei uns war immer ein Zeichen, dass etwas „Interessantes“ sich eben zutrug oder in naher Aussicht stand.

In den Fünfziger-Jahren und später stand mein Vater auch in regelmäßigem Verkehre mit advocatischen Collegen, deren ein größerer Kreis periodisch im Winter in der Stadt „beim Streitberger“ oder im Sommer in Döbling „beim Hirschen“ sich zusammenfand. Obschon er manche von ihnen für „Philister“ erklärte, stand er doch mit allen auf gutem Fuße. Unter diesen Freunden, welche vielleicht nicht ohne heimlichen Schmerz, es ihm nicht gleich thun zu können, vor allem nicht begreifen wollten, warum der Vater mit

persönlichen Opfern an der Politik thätigen Antheil nahm, war auch Dr. Kafka. Mein Bruder war einst Zeuge einer komischen Controverse zwischen diesem und meinem Vater. Frage des Dr. Kafka: „Was wollen's ihnen denn beweisen?“ Antwort des Vaters: „Ich will ihnen nichts beweisen.“ Darauf Dr. Kafka: „Also was wollen's ihnen denn eigentlich beweisen? Dass Sie reden können, dass Sie ein ehrlicher Mann sind, das haben Sie ihnen schon längst bewiesen“ u. s. f. Mit Dr. Tremel, Schönpflug, Wehli, Lehrer, Březina, Eberle und deren Familien verkehrten auch wir, die Namen Dr. Benedikt, Wiedenfeld, Mühlfeld, Weißl, Schiestl, Finger, Egger, Suppantschitsch, Smuk, Zeiner, Kreuzberger, Zelinka, Felder u. a. hörte ich sehr oft nennen und ich erinnere mich der meisten ganz genau. Außer diesen nannte aber mein Vater zuweilen „intime Freunde“ im Auslande und auch in Österreich und Wien, welche ich nur selten oder niemals gesehen habe. Zu den letzteren gehörten P. Karl Stern von den Schotten und der nachmalige Polizeipräsident Wilhelm Freiherr von Marx.

Ein Duzfreund des Vaters aus Advocatenkreisen, mit dem und dessen Familie auch wir, ohne dass ein eigentlicher geselliger Verkehr jemals stattgefunden hätte, nicht selten zusammentrafen, war Dr. Philipp Weißl. Der mittelgroße Mann mit noch stark ausgeprägtem jüdischen Typus hatte eine breite, gewölbte, sehr vollkommen ausgebildete Stirne, ganz ähnlich der unseres Vaters. Sein Gesicht mit den etwas stechenden, meist mit einem Zwicker bewaffneten Augen bedeckte mehr als zur Hälfte ein dichter, breiter, nicht allzulanger brauner Vollbart, welcher die Lippen und das Mienenspiel um den Mund vollständig verbarg. Eine kräftige, stark abwärts gesenkte, eine wenig seitwärts gerichtete Nase gab der Physiognomie ein unsymmetrisches Aussehen und einen höchst sarkastischen Ausdruck. Dieser wurde, sobald der Mann zu sprechen anfieng, durch ein zwar nicht starkes, aber eigenthümlich knarrendes und doch klangvolles Organ noch verstärkt. Schön konnte man den Mann nicht nennen, aber

als höchst interessant musste er gewiss gelten. Obschon zwischen ihm und meinem Vater zeitweilig, ich weiß nicht aus welchen Gründen, eine gewisse Gespanntheit bestanden zu haben scheint, erinnere ich mich doch nicht, dass mein Vater jemals in der ihm eigenen scharfen oder „ätzenden" Art zu ihm oder über ihn gesprochen hätte. Beide hatten mindestens bezüglich ihres juristischen Scharfsinnes gegenseitig eine gute Meinung von einander und beide wurden denn auch, ich glaube sogar mein Vater über Veranlassung des Dr. Weißl, aus Anlass eines in England spielenden sensationellen Processes von einem von dort eigens nach Ischl gereisten englischen Rechtsanwalte über Fragen des österreichischen Rechtes als Sachverständige einvernommen. Noch höre ich, wie Dr. Weißl, welcher auch Dolmetsch der englischen Sprache war, bei einer Begegnung im Walde in bedeutungsvoller Weise und mit correctester Aussprache des englischen Namens meinen Vater fragte: „War Mr. Wallis schon bei dir?" Dieser englische Rechtsanwalt Mr. Wallis war ein auch literarisch thätiger Mann. Eine Übersetzung von Heinrich Heines „Buch der Lieder" in das Englische gehört zu seinen Werken. Oft wollte es mir scheinen, als sähe mein Vater sich gerade von Weißl bis auf den innersten Grund durchschaut. Im gemüthlichsten Verkehr konnte übrigens Weißl gelegentlich die derbsten Grobheiten aussprechen und auch mein Vater hat zuweilen deren etliche ruhig eingesteckt. Ich war zu jung, um Weißls Persönlichkeit, sein Verhältnis zu meinem Vater und was ich zwischen Vater und Tante über Weißls sprechen hörte, richtig beurtheilen zu können. Sehr genau erinnere ich mich daran, dass mein Vater einmal zur Tante sagte: „Die Weißl ist die nüchternste Person von der Welt, sie ist das, was er sein sollte." Gewöhnlich trafen wir in den Ferienmonaten in Ischl auf Spaziergängen und Ausflügen mit Weißls zusammen. Seine unauffällige Frau schien thatsächlich in ihrer einfachen Schlichtheit das Gegentheil von ihm zu sein. Die drei Söhne, einige Jahre älter als wir, wurden alle Juristen und waren

mehr dem Vater nachgerathen. Der jüngste Edmund ist noch am Leben und ein angesehener Advocat in Wien. Die einzige Tochter heiratete, wie es hieß, sehr gegen den Sinn ihres Vaters den Hofmeister ihrer Brüder, welcher später, ich glaube Gymnasialdirector wurde. Ihr Vater konnte das lange oder gar nicht verschmerzen. Unser Clavierlehrer Rufinatscha würde dazu gesagt haben: Er hat seine Tochter „quasi“ verstoßen.

Dr. Weißl schien gern sich mit Kindern zu unterhalten, das heißt eigentlich mit ihnen seine dämonischen Späße zu treiben. Noch empfinde ich den prickelnden Reiz, den es mir verursachte, wenn er sich mit mir in ein Gespräch einließ. Da hatte er vielleicht entdeckt, dass mein Taschengeld ein zu karges war und mir deshalb mit der ernstesten Miene darüber Vorstellungen gemacht, das ich es unverantwortlicherweise längst versäumt hätte, meinen Vater ernstlich an seine Pflichten zu erinnern und rechtzeitig für eine entsprechende Erhöhung meines Taschengeldes zu sorgen. Ein anderesmal mochte er mich schüchternen Jungen mit besorgter Miene ermahnt haben, ja keine Zeit mehr zu verlieren und nur schleunigst reichen jungen Damen Aufmerksamkeiten zu erweisen, wenn ich mir nicht für später ihre Gunst verscherzen und einer öden Zukunft zusteuern wolle. Das war der Geist, wie er seinen Verkehr mit der Kinderwelt durchwehte. Mein Vater wusste das und rief mir bei einem Gespräche mit Dr. Weißl in scherzhaftem Ernste zu: „Du, lass Dich mit dem nicht ein, der Weißl hat eine eigene Lust Kinder zu verderben!“ Eines Tages begegnete ich allein in einer Gasse von Ischl dem Dr. Weißl. Er sprach mich kleinen Knaben wie einen erwachsenen Herrn an und weidete sich, indem er mich fortgesetzt als „Großen“ behandelte, an meiner wachsenden Verlegenheit, bis er mir schließlich eine Cigarre anbot. In der eigenen Familie soll er aber, vielleicht einem gewissen Impulse der Reaction gegen sein innerstes Wesen nachgebend, ein richtiger Haustyrann gewesen sein, der strenge Zucht unter seinen Kindern hielt.

Dr. Weißl war getauft. Ein Zug an ihm zeigte, dass er ein charakteristisches Stück jüdischer Eigenthümlichkeit nicht hatte. Er war ein wahrer und warmer Freund der Natur, wie dies schon seine Vertrautheit mit den Wegen und Steigen im Wiener Walde und in der Umgebung von Ischl bewies, weshalb ihn mein Vater den „Hausmeister des Salzkammergutes“ nannte. Auch bestieg er zuweilen Berge in der Umgegend von Ischl, z. B. den Leonsberg auf der Ziemitz, auf welchen nur echte Freunde der Natur den Fuß setzen.

In das politische Leben hat sich Weißl meines Wissens niemals eingelassen, obschon er, wie mein Vater meinte, die volle Eignung dazu gehabt hätte. Dagegen war er als verständnisvoller Musikfreund und vorzüglicher Violinspieler sehr bekannt. Nach meines Vaters Tode als reiferer Jüngling sah ich den merkwürdigen Mann nur mehr selten; ein letztesmal in einem Salon, wo er sein schalkhaft ironisches Wesen mehr im Tone als in dem Inhalte des von ihm Gesagten zum Ausdruck zu bringen schien.

Als Zeuge im Process Ofenheim schilderte Weißl in einer das größte Aufsehen erregenden Darlegung den verstorbenen englischen Eisenbahnbauunternehmer Brassey, welcher meines Wissens auch sein Client gewesen, als einen ehrwürdigen, Vertrauen verdienenden Mann. Das war das letzte, was ich von Dr. Weißl hörte.

Vater und Mutter.

Bedeutende Menschen scheinen oft etwas wie einen „Sparren“ an sich zu haben. Vielleicht tritt bei ihnen der in die Menschenbrust gekommene Zwiespalt schärfer in die Erscheinung, als bei Durchschnittsmenschen. Einiges über meinen Vater Erzählte mag hievon bereits Zeugnis geben. Mittelmäßige Naturen glauben deshalb, den Schein des Außergewöhnlichen und Überragenden am sichersten zu erreichen, wenn sie sonderbare Eigenheiten und bizarre Gewohnheiten zur Schau tragen. Mein Vater besaß zweifellos ein außerordentlich starkes Pflichtgefühl, war aber sicherlich zuweilen den furchtbarsten Versuchungen ausgesetzt. Wer möchte überhaupt, ob er nun der Freigeisterei ergeben ist oder auf positiver Grundlage ruht, behaupten können, er habe niemals den Dämon in sich oder um sich verspürt, mag er über dessen Einsprechungen auch noch so vollkommen Sieger geblieben sein!

War mein Vater glücklich verheiratet? Es widerstrebt mir, diese Frage direct zu beantworten. Das Aufwerfen der Frage nach dem ehelichen Glücke will mir, wenn Kinder da sind, nicht mehr erlaubt erscheinen und hat für diese Kinder selbst etwas sehr Schmerzliches und Peinliches. Der Vater hatte eine „Jugendliebe“ hinter sich. Die Tochter eines bekannten Cafetiers in Wien hatte es ihm angethan. Nicht unbeeinflusst von Verwandten dürfte er sich von ihr abgewendet haben. Sie heiratete dann einen anderen. Meine Tante erzählte mir, sie hätte sich wohl anfangs sehr gekränkt, später aber eingesehen, dass sie und mein Vater „nicht zu-

sammengepasst" haben würden und sie jedenfalls „unglücklich" geworden wäre. Warum, konnte oder wollte mir die Tante nicht sagen. Mein Vater heiratete unsere Mutter, wie es scheint, aus einer für Liebe gehaltenen Bewunderung ihrer Aufopferung an dem Sterbebette ihres kranken Bruders, und, wie ich glauben muss, nicht ohne dass dem Zustandekommen der Ehe von geschickter Seite nachgeholfen wurde. Noch im jugendlichen Alter von 41 Jahren ward mein Vater Witwer.

Wollte er eine zweite Ehe schließen? Trotz meiner verstorbenen Tante glaube ich diese Frage mit Nein beantworten zu müssen und ich will meine Meinung zu begründen versuchen. Die Damen, mit denen mein Vater als Witwer verkehrte, waren zum Theil solche, deren Verkehr man besser meidet. Bei aller männlichen Schwäche sind ihre kühl berechneten Pläne dennoch sehr durchsichtig und mein Vater hatte eben an sich entschieden keine Lust, wieder zu heiraten. So oft er hörte, dass ein Mann, besonders ein junger, wenn auch zum erstenmale heiratete, lautete sein stehendes Urtheil: „Der Esel!" und wenn man ihn daran erinnerte, dass er selbst ja auch einmal geheiratet hätte, pflegte er zu sagen: „Ich war älter und um das die Dummheit kleiner."

Ähnlich wie bei uns lagen die Verhältnisse in der Familie eines mit dem Vater gut befreundeten Advocaten. Dessen arme Frau war eine Leidensgefährtin unserer Mutter gewesen und beiläufig um dieselbe Zeit gestorben, wie diese, mit Hinterlassung von ein paar Söhnen so ziemlich in unserem Alter. Dieser Duzfreund des Vaters heiratete bald wieder eine Dame, welche er meinem Vater in folgender Weise schilderte: „Sie ist zwar nicht schön, aber sehr angenehm." Wer unseren Vater gekannt hat, kann sich denken, mit welch spöttischer Miene er dieses Geständnis beantwortet haben dürfte. Meines Vaters Urtheil über diesen Fall, gegenüber meiner Tante ausgesprochen, war denn auch mit bissigen Bemerkungen gewürzt: „Was der jetzt für ein Haus führen muss, eine großartige Wohnung mit Portieren,

Gesellschaften, jour fix . . . und was er alles thun muss, früher hat er nicht geraucht, jetzt muss er rauchen!"

Wie die Zukunft zeigte, hat mein Vater allen Versuchen und Ränken, ihn zu einer zweiten Ehe zu verleiten, standgehalten. Ob dies auf den Einfluss der Tante zurückzuführen war, möchte ich bezweifeln. Eher hätten ihn die häufigen „Verdrießlichkeiten" mit dieser zu einer Änderung des Hauswesens veranlassen können.

Welcher Art die „Beziehungen" waren, welche er zeitweilig zu haben schien, verbietet mir die Pietät zu erforschen. Glaube ich ohnedies schon dieser Pietät die engsten Grenzen gezogen zu haben! Aber meine Mittheilungen wären wertlos, wenn sie nicht auf Wahrheit beruhten.

Meine Mutter starb am 31. März 1858 an einer jahrelangen Lungenkrankheit. Ich habe ihre äußere Erscheinung in lebendiger, aber ungemein schmerzlicher Erinnerung, denn seit ich denke, litt sie furchtbar an der unheilbaren Krankheit, der sie im Alter von 37 Jahren erlag. Überdies soll sie infolge eines unglücklichen Naturells durch Scrupel und Selbstquälereien sich und anderen viele unangenehme Stunden bereitet haben. Etwas von diesem Hange scheint sie auf uns beide, besonders auf Alfred, übertragen zu haben. Wir hatten lange Zeit zu thun, bis wir durch Selbstzucht diese seelischen Krämpfe lösen lernten, wenn es uns überhaupt ganz gelungen ist. Der Vater ließ uns den Tod der armen Mutter anfangs liebevoll verschweigen. Mit Thränen in den Augen befahl er uns eines Abends niederzuknieen und zu beten, denn es gehe der Mutter sehr schlecht. Man sagte uns den nächsten Tag auf Geheiß des Vaters, sie habe eine Reise antreten müssen nach dem — Süden. Wir ahnten wohl, dass es die Reise war, von der „kein Wanderer wiederkehrt". Trauerkleider wurden wegen des Todes eines „entfernten Verwandten" angelegt. Bald darauf „verschnappte" sich der Bediente und wir erfuhren die volle Wahrheit. Aber nach Kinderart thaten wir nichts dergleichen und hüteten das Geheimnis selber weiter. Die oft erwähnte

ältere Tante stand nunmehr unserem Hauswesen vor und übernahm bei uns die Mutterstelle. Auf dem Sterbebette hatte die Mutter uns beide dieser Tante ans Herz gelegt und sie blieb denn auch nach des Vaters Tode in unserem Hause bis zu ihrem Lebensende.

Als Knabe vermochte ich mir nicht vorzustellen, daſs ich auch meinen Vater überleben könnte. Mit seinem Hinscheiden, meinte ich, müsse irgendwie auch mein Leben abschließen. So sehr hieng ich mit allen Fasern an ihm. Was da geschehen sollte, war mir allerdings unklar und dunkel. Eines Tages blätterte ich in Rückert's Gedichten und las: „Mit vierzig Jahren ist der Berg erstiegen . . . Und eh' Du's denkst, bist Du im Port.“ Dann war ja des Vaters Tod schon nahe! Ich war niedergeschmettert und suchte Trost bei der eben anwesenden Tochter der Tante, einer zweiten Tante oder Cousine Bertha. Sie bot ihn mir durch einen Commentar, welcher die Schuld auf den Dichter schob.

Eine Stätte geistiger Arbeit.

So fragwürdig hinsichtlich ihrer Folgen gewisse Umstände und Verhältnisse,. unter denen wir aufwuchsen, vom pädagogischen Standpunkte auch erscheinen mochten, hatte unser väterliches Heim doch für unsere geistige Entwicklung und Ausbildung, sowie für den Erfolg unserer Studien auch seine glänzende Lichtseite.

Wie oft hört man von jungen Leutchen, bei denen es mit dem Lernen so gar nicht vorwärts will. Die Väter kümmern sich anfangs nicht um die Sache und überlassen die Sorgen der Frau Mama. Diese beim besten Willen bedauert doch in erster Linie das arme Söhnchen, welches so vieles lernen soll, das sie im Grunde für unnütz hält, bekrittelt mit Recht oder Unrecht Auswahl und Anordnung der vorgeschriebenen Lehrgegenstände in Gegenwart des Kindes und hält schließlich das ganze Lernen zwar für ein nothwendiges, aber doch für ein Übel, für eine höchst lästige und zeitraubende Nebenbeschäftigung des lieben Söhnleins, das vor allem sein Exterieur pflegen und feines Benehmen, besonders im Umgange mit Frauen sich aneignen sollte. Es waltet kein Lerngeist im Hause. Wenn das Muttersöhnchen nicht sehr begabt ist oder trotz Begabung keine Zeit zu ernster Arbeit erübrigt, was man früher „faul sein“ genannt hat, kommt es zu Durchfällen, Nachprüfungen, Verlust von Jahren, verspätetem Eingreifen des Herrn Papa und schließlich zu Verdruss und Zwist zwischen den Eltern, bis der geschniegelte Stutzer von einem Sohne die Schule schwänzend auf Abwegen geht oder unter kleinen Knaben

auf der Schulbank sitzt, ohne Ehrgeiz, mit leerem Kopf und verdorbenem Willen — „der Schule entwachsen.“ Im besten Falle gelingt es, den jungen Herrn anderswo noch so ausbilden zu lassen, dass man ihn einer Bank oder sonst einem geschäftlichen Unternehmen durch seine Verbindungen aufhalsen kann.

Ganz anders geartet war der Geist in unserem Hause. Unser Vaterhaus war in Wahrheit eine Stätte geistiger Arbeit. Wir hörten keine Kritik über das, was eben gelernt werden musste, und wäre es das Chinesische oder eine Statistik des Ungeziefers der ganzen Welt gewesen! Das Lernen war selbstverständlich und Hauptsache. Wenn mein Bruder Alfred unter einem unserer Hauslehrer, der sich J. nannte, eine Zeitlang nicht lernen mochte, war das nicht Faulheit, sondern ein Act des Widerstandes gegen einen falschen Menschen, der aus boshafter Laune seine Schüler zu äußerster Wuth aufzustacheln liebte. Von dem Augenblicke an, da der eitle Geck entfernt war und der tüchtige S. seine Stelle einnahm, war Alfred sofort umgewandelt und der eifrigste Schüler. Nur aus sanitären Gründen wollte der Vater unserem Eifer gewisse Schranken gezogen wissen. Wir durften das Essen nicht hineinwerfen, mussten genügend uns in freier Luft bewegen, den Nachtschlaf nur im Nothfalle schmälern. Zeitweilig ertrugen wir selbst diese Schranken nur ungern, denn das Lernen beherrschte eben ganz unser häusliches Leben, war unsere Lust und unsere Freude. Keinerlei Zwang wurde dabei gegen uns geübt. Wir empfanden uns selbst als die berufenen Hüter dieses strengen Lebens geistiger Thätigkeit. Ich war dabei sehr lebenslustig und freudig und gieng manchem Vergnügen nach, aber immer nur nach gethaner Arbeit, nach erfüllter Pflicht.

Da konnten denn Studien und Prüfungserfolge auf dem Gymnasium und der Universität schön und glänzend sich gestalten. Das Aufsteigen erschien mir als ein Avancement, ein Zurückbleiben als ein unmögliches Ding. Der

Tante schien denn allerdings unser Lernen zeitweilig gar zu viel zu werden und das burschikose Wesen, wie es guten Studenten in jungen Jahren in der Regel eigen ist, nicht sonderlich zu gefallen. Eindringlich legte sie uns zuweilen nahe, wie nothwendig es trotz aller Weisheit für uns sei, „Lebensart anzunehmen.“ Aber ein Hindernis für unsere Fortschritte bildete sie nicht. Im Innersten war sie eine Verehrerin männlichen Wesens und es imponierte ihr der Geist.

Diese im höchsten Grade originelle Frau war voll merkwürdiger Eigenheiten. Jede Bitte schlug sie im ersten Momente ab, um sie oft im nächsten zu gewähren. Das scherzhafte Sprichwort: „De gustibus non est disputandum“ hatte sie sich in dem Sinne zurechtgelegt, dass sie ihr Urtheil über eine Speise für ein absolut giltiges hielt. Hatte sie einmal dahin entschieden: „Daran ist nichts Gutes,“ kam das Gericht gewiss niemals auf den Tisch. So geschah es, dass ich manche Speisen, wie etwa englisches Roastbeef, Spargelfisolen, Rothkraut, Westphäler Schinken, die jedem Kinde geläufig sind, erst im Gasthause als Mann, ja zum Theil sogar erst nach meiner Verheiratung kennen lernte.

Das Gesammturtheil unserer Tante über unser Gebaren war wohl in den Worten zusammengefasst: „No ja, Ihr wollt's Gelehrte werden!“

Das Schottengymnasium und seine Schüler.

Als ich in die öffentliche Schule des Gymnasiums eingetreten war, hatte ich unter den Neckereien besonders eines Schülers viel zu leiden. Es war ein blasser, mittelgroßer, kurz geschorener Jüngling mit ovalem, schwammigem Gesichte und dem entsprechenden Gliederbau. In späteren Jahren bedeckte dieses eigenthümliche, von Poren zerfressene Gesicht ein rundlicher, wie das Haupthaar lichtblonder Vollbart, während eine scharfe einfassungslose Goldbrille den Augen jenen bekannten überlegen scheinenden Ausdruck verlieh, wie man ihn bei den „self-made men“ in gewissen Kreisen Wiens häufig findet. Über die Sekaturen dieses Mitschülers klagte ich zu Hause meinem Vater, einmal auch in Gegenwart seines Freundes, des Journalisten Dr. Hildebrand, eines Magdeburgers. „Vorschke“ — so hieß nämlich mein College — „Vorschke ist schon so'n struppiger Name,“ sagte dieser. „Ich werde mir den Buben kommen lassen und ihm gehörig meine Meinung sagen,“ meinte energisch mein Vater. „Thue nur das nicht, sonst wird es noch ärger,“ beschwichtigte ich. Er war ein witziger, aufgeweckter, ebenso begabter als ordinärer Bursche, der eben die mir bisher noch unbekannte Eigenschaft eines „losen Maules“ im höchsten Grade hatte. Einer unserer Professoren am Schottengymnasium P. Norbert Dechant war fast stocktaub, doch wollte man deshalb den tüchtigen Schulmann noch nicht vom Lehrstuhle entfernen. Mein Vater hegte für den originellen Mann ganz besondere Sympathie. Ein ungemein hagerer, hochgebauter, am richtigsten als lang zu bezeichnender Mann mit sehr kleinem

Gesichte, kurzem canonischen Backenbarte und überaus klug blickenden, mit einer Goldbrille bewaffneten Augen saß er nachlässig auf dem Katheder, die fließenden Ohren mit Watta verstopft, ununterbrochen schnupfend und schneuzend, so dass aus den weiten Nasenlöchern häufig braune Muren von Schnupftabak niederquellend zum Vorschein kamen. Seine hochgradige Taubheit ließ ihn die Geräusche nicht vernehmen, welche er selbst unwillkürlich verursachte. Bei einer verkehrten Antwort eines Schülers schob er die hochbestiefelten Beine ärgerlich und lärmend unter dem Tische vor. „Polter' nit so mit Deine Ofenröhren!“ rief laut College Borschke, ohne dass der Herr Professor es hörte. Die ganze Classe konnte das Lachen kaum verbeißen. Ein anderesmal schrieb unser Primus das Correctum einer griechischen Composition auf die Rechentafel. „Schaut's, der Genser kriegt a Wamperl,“ schrie der nachmalige erste Vice-Bürgermeister von Wien zum Gaudium der ganzen Classe, denn kein anderer als dieser war mein Quälgeist Franz Borschke. „Meine Schüler sind immer sehr froh gelaunt,“ so erklärte sich der harmlose Herr Professor die ihm unhörbaren, so überaus heiteren Scenen. Dieser trotz seiner äußerlichen Unappetitlichkeit im Umgange nur umso liebenswürdigere Mann, mit welchem ich nach absolviertem Gymnasium noch ab und zu verkehrte, hatte ein gutes und tiefes Gemüth. Mit dem Professor Dworzak, einem der Lehrer des römischen Rechtes an der Wiener Universität, verband ihn seit den gemeinschaftlich verbrachten Gymnasialstudien eine innige Freundschaft. Der lange dürre Priester und der beinahe ebenso große hagere Romanist mit dem blassen backenbärtigen Gesichte und der im weißen „Papierspitz“ steckenden Cigarre im Munde machten gemeinschaftlich ihre Spaziergänge und waren denn auch in Wien stadtbekannte Figuren. Mehrere Jahre nach dem frühen Tode dieses Gelehrten klagte mir P. Norbert, dessen Lieblingsbeschäftigung in seinen späteren Lebensjahren die Numismatik wurde, in wehmüthigem Tone: „Der Tod des Professors Dworzak

hat eine Leere in mir zurückgelassen, welche in diesem Leben nicht mehr ausgefüllt werden kann. Ich habe zwar einen jüngeren Freund gewonnen, den berühmten Orientalisten und Numismatiker Professor Dr. Karabaczek, aber der Altersunterschied ist zu groß, als dass er mir den Dworzak ersetzen könnte."

Später minderten sich die Hänseleien von Seite Vorschkes mir gegenüber und wir schlossen, besonders seit wir beide als Juristen die Wiener Hochschule bezogen hatten, eine leidliche Freundschaft. Vorschke war aber ursprünglich keineswegs für das Rechtsstudium bestimmt, sondern sollte Priester des Stiftes Schotten werden, welchem einer seiner älteren Brüder P. Andreas, der gegenwärtige Gymnasialdirector, schon seit mehreren Jahren angehörte. Wirklich war denn auch Franz Vorschke entweder bereits in das Kloster eingetreten oder mindestens ganz nahe daran gewesen, es zu thun, als ein Würdenträger des Stiftes zu ihm wegen irgend eines Vorkommnisses die Äußerung gemacht haben soll: „No an Ihnen haben wir einen schönen Fang gemacht!" Das genügte meinem, für seine eigene werthe Person stets sehr empfindlichen Freunde, einen anderen Beruf zu erwählen. Mit unserer Freundschaft „happerte" es aber, wie der Wiener sagt, immer ein wenig. Die peinlichen Anliegen, die er sehr häufig an mich stellte, mögen durch die überaus misslichen, oft trostlosen materiellen Verhältnisse seiner Familie zuzeiten mehr als entschuldigt gewesen sein. Aber dass er mich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, moralisch auf Abwege zu bringen wünschte, trübt mir sein Andenken in hohem Grade. Er schien manchmal nicht übel Lust zu haben, bei mir die Rolle des Mentors zum Schlechten übernehmen zu wollen, und wenn ich unbefangen, wie es meine Gewohnheit war, über etwas meine Meinung äußerte, war seine gewöhnliche lakonisch-lapidare Redensart: „Ross Gottes!" Zuweilen war unser Verkehr wieder gemüthlicher, wie die folgende heitere Scene zeigen wird. Als mein Vater eben Minister geworden war, sprach Vorschke zu mir: „Du, i' hab' in da' Zeitung g'lesen, dass zu Dein' Vater

noch in da Schul' a Colleg' g'sagt hat: Du wirst amal Minister wer'n. Hörst, Berger, Du kannst a amal Minister wer'n und da will i' der Freund g'wesen sein, der D'r dös g'sagt hat. Merk' D'r dös!" Leider besaß ich nicht den Scharfblick, dem Freunde zu sagen: „Wende Dich mit dieser Rede zuerst an den Baron Call-Rosenburg!" Der gegenwärtige Handelsminister war ja zuletzt auch unser Mitschüler im Gymnasium gewesen. Das Schottengymnasium hat unserem Vaterlande überhaupt in der letzten Zeit einige Minister gegeben. In der Classe ober mir saß der Handelsminister des Cabinetes Badeni Baron Glanz-Aicha. Gern lauschte ich in den Gängen des Schulgebäudes dessen hohem und sonorem Organe, das mir schon damals viel zu versprechen schien. Er maturierte schon vor Schluss des Schuljahres 1866 und begab sich sogleich als Lieutenant auf den Kriegsschauplatz. Mehrere Jahre vor mir studierte Eisenbahnminister R. v. Wittek, die Classe unmittelbar hinter mir barg den gegenwärtigen Finanzminister R. v. Böhm-Bawerk.

In meiner eigenen Classe gab es der parlamentarischen Namen eine Fülle. Außer dem letzten männlichen Sprossen der Schmerling saßen hier noch Camillo Kuranda, jetzt Ministerialrath im Eisenbahnministerium, und die Brüder Robert und Victor, jetzt Freiherren von Hein, letzterer gegenwärtig Landespräsident von Krain. Das machte meinem Vater sehr viel Spass und er kümmerte sich immer um das „Schulparlament" am Gymnasium und später an der Universität und ließ sich alle Vorkommnisse auf das genaueste von mir berichten, zumal er Camillo Kuranda von Kindheit an kannte. Der war ein besonders kleines, zartes Bürschchen mit stark ausgeprägtem, alt aussehendem Gesicht, sprühend von Geist und Witz, aber damals noch etwas oberflächlich und leichten Sinnes. Ich denke, es war vor der ersten Staatsprüfung, als ich zu Hause scherzend beiläufig sagte:

„Mich und andre sieht man büffeln,"

und mein Vater in genauester Kenntnis aller Verhältnisse schlagfertig weiter versificierte:

„Selbst der Vorschke denkt schon drau,
Den Kuranda sieht man schnüffeln,
Wo er Schriften kriegen kann.“

War das eine schöne Zeit! Die Professoren Arndts, Philipps und Pachmann erregten meine besondere Aufmerksamkeit durch ihre Richtung und machten auf mich nachhaltigen Eindruck. Unger fesselte mich durch seine geistvollen, prägnanten Formulierungen, woraus ich natürlich meinem Freunde Vorschke gegenüber kein Hehl machte. Der wusste es wieder besser, als ich, und belehrte mich in seiner saloppen Weise: „Dös verstehst nit, Berger, der Unger is ja a Klekelpolster.“ Damit wollte er andeuten, dass Unger auch die entfernteste Ähnlichkeit mit seinen Idealen aus dem derben Urwienerthum fehlte,. Der Tag meiner ersten Staatsprüfung kam, Unger war Präses der Commission und mein Examinator aus dem römischen Recht. Ich saß im Frack am Prüfungstische. Bis an meinen und meiner zwei Mitcandidaten Rücken drängten sich die zahlreichen Zuhörer heran. Professor Leopold Neumann trat für einen Augenblick in den Saal, sah das dichte Gedränge und ermahnte in seiner bekannten gutherzigen Weise das Auditorium: „Haben Sie doch mehr Rücksicht für Ihre Herren Collegen, die in der größten Aufregung hier auf den Sesseln sitzen, der Druck von rückwärts muss ja für die Herren beängstigend sein!“ — „Ich glaube, der Druck von rückwärts geniert die Herren weniger, als der Druck von vorne,“ meinte Unger in seiner, von der meines Vaters um eine Nuance verschiedenen geistreich sarkastischen Weise. Ich hielt dem Druck nach jeder Richtung hin stand und wurde mit Auszeichnung aus dem römischen Recht approbiert. In dem Abendblatt eines officiösen Blattes konnte ich meinen Erfolg lesen. Ich war so naiv, darüber im höchsten Grade überrascht zu sein, dass sich die Öffentlichkeit mit dem Sohne des Ministers beschäftigte. Seitdem habe ich mit Unger

nur wenigemale gesprochen. Als ich im vorigen Jahre im Herrenhause erschien, um meinen Platz in demselben einzunehmen, begrüßte er mich mit den Worten: „Hier werden Sie den vornehmen Müßiggang kennen lernen."

Ich könnte jeden einzelnen meiner ehemaligen Schulcollegen zum Gegenstande einer besonderen Schilderung machen, so lebendig schwebt eines jeden Bild in der Erinnerung vor mir und fast will mir jeder von ihnen als ein Original erscheinen. Man lernt sich eben nirgends so gründlich kennen, als wenn man zusammen die Schulbank „gedrückt", ihre Freuden und Leiden miteinander getheilt hat. Da war unter uns auch des berühmten Physiologen Brücke älterer Sohn Johann, der, ein gewaltiger Imitator, nach absolviertem Gymnasium frühzeitig die Alluren des großen Gelehrten annahm. Mit altmodischer Cravate und dunkel eingefasster Brille nach Art Papa Rokitanskys angethan, sagte er abends im Gasthause einigen seiner Collegen: „Da schaut, ich krieg' schon ganz den Schädelbau wie mein Alter!" Sein Vater ließ ihn aus Rücksichten seiner eigenen Stellung an der Wiener Hochschule in Berlin rigorosieren. Dort starb er noch während der Studien, ein Opfer der Wissenschaft oder des Leichtsinnes. Er liebkoste an der Klinik Langenbeck ein an Diphtheritis erkranktes Kind und starb darauf an derselben Krankheit. Unser College war auch der Regierungsrath Dr. Wilhelm Svetlin, den man ein „Kind der medicinischen Facultät" nennen könnte. Sohn des Anatomiedieners Hyrtls, trotz seiner Fähigkeiten ohne besondere Erfolge im Gymnasium, promovierte er unter den ersten „Doctoren der gesammten Heilkunde" nach der damals neuen Rigorosenordnung und brachte es später als Psychiater zum reichen Manne und seinem heutigen Rufe. Er pflegt von sich zu sagen: „Die letzten werden die ersten werden." Zu den bereits gestorbenen Mitschülern gehört der äußerst talentierte Moriz Březina. Eine gewisse Rivalität zwischen uns beiden, die wir der ersten Bank angehörten, ließ eine intimere Freundschaft damals zwischen uns noch nicht auf-

kommen. Später wurden wir bessere Freunde. Er trat gleichzeitig mit Gautsch in das Ministerium für Cultus und Unterricht und starb 1878 in St. Wolfgang an den Folgen des Kunstfehlers eines Baders. Der Primus unserer Classe war der gegenwärtig in Wien wirkende bekannte Kinderarzt Dr. Theodor Ritter Genser von Fichtenthal.

Neben P. Norbert Dechant besaß das Schottengymnasium zu jener Zeit unter dem gefürchteten Director P. Albert Gatscher als Lehrkräfte eine ganze Anzahl höchst origineller Männer. P. Maurus Schinnagl, als Verfasser von Lehr- und Übungsbüchern der lateinischen Sprache auch weiteren Kreisen bekannt, war der Held zahlreicher wahrer und falscher Anekdoten. Er war eine kernige, durch und durch echt wienerische Natur. Seine Mutter trug ihn von Hernals oder Lerchenfeld „in der Butten", wie er selbst erzählte, als kleinen Buben nach Wien. Der Professor der deutschen Sprache in den obersten Classen P. Hugo Mareta, gegenwärtig noch wirkend, bezauberte die begabteren Schüler durch sein feuriges Naturell und sein anregendes und geistvolles Wesen, während er schwachen Schülern wegen seiner treffenden, aber zuweilen beißend sarkastischen Urtheile ein Schrecken war. Unser letzter Professor des Lateinischen war der bis vor Kurzem als Hofprediger thätige P. Clemens Kickh, schon damals allbekannt wegen seiner vornehmen Art und gefeiert als glänzender Kanzelredner. Die Frage, welche er an einen Schüler, der bei der Übersetzung einer Horaz'schen Ode das Wort „Himmel" gebraucht hatte, richtete: „Meinen Sie den physischen Himmel oder den Himmel in der eigenen Brust?" charakterisiert seine edle, zart besaitete Natur.

Die Beherrscher der obersten Classen waren aber P. Sigismund Gschwandner, Professor der Mathematik, Physik und philosophischen Propädeutik, und P. Ernest Hauswirth, Professor der Religion und Geschichte, der gegenwärtige Stiftsabt. Beide zeigten sich als derart hervorragende und scharf umrissene Individualitäten, dass es mir

eigentlich widerstrebt, dieselben nur mit einigen aphoristischen Bemerkungen zu berühren. Vielleicht gelingt es den folgenden Mittheilungen doch, die Bilder dieser beiden interessanten Persönlichkeiten erkennen zu lassen.

Der unerbittliche Logiker P. Sigismund Gschwandner war ein Feind jedes unnöthigen Wortes und aller Halbheiten. „Entweder — oder," „Ja oder nein," „Alles oder nichts" war sein Standpunkt. Diesem Wesen entsprachen im Grunde nur die Noten „ausgezeichnet" und „nicht genügend". An den aufgerufenen Schüler wurde sofort eine einzige Frage oder ein Fragencomplex gerichtet. Dann hatte der Schüler allein das Wort, ohne bei seiner Antwort irgendwie an den Wortlaut des gehörten Vortrages oder eines Lehrbuches gebunden zu sein. Auf alle Fälle kam endlich ein Moment, da der Schüler schweigen musste. „Es ist gut" oder „Gehen Sie hinein" aus dem Munde P. Sigismunds beschloss das Examen. Aus der Nuancierung dieser Worte konnte der Schüler entnehmen, ob er „ausgezeichnet" oder „nicht" entsprochen hatte, wenn er darüber im Zweifel gewesen wäre, was niemals vorkam. P. Sigismund verlangte auch von seinen Schülern vornehme Sinnesart. „Nur nobel," pflegte er bisweilen zu mahnen.

Nicht das gerade Gegentheil, aber grundverschieden von P. Sigismund war P. Ernest Hauswirth. Bezüglich der Genauigkeit der Wiedergabe seiner Vorträge stellte er Anforderungen, welche nicht mehr überboten werden konnten. Schon bei einem scheinbar unbedeutenden Deficit des Wissens konnten leidenschaftlich klingende Worte des Tadels über den armen Schüler niedergehen, welche oft gewürzt waren durch drastische Prognosen für dessen Zukunft. Von einem hochbegabten, aber etwas flüchtigen Bürschchen in der Classe prophezeite er: „Der wird auch einmal zu jenen Leuten gehören, die über alles reden wollen, aber nichts aus dem Grunde verstehen, wie wir deren leider so viele haben!" Einem anderen Schüler, welcher sich der Diplomatie zu widmen beabsichtigte und heute eine hohe Würde

eidet, galt damals das herbe Wort: „Ich bedauere Staat, der Sie zu seinen Diplomaten zählen wird!“ r strenge, aber gewissenhafte Lehrer genießt heute die für selbst erfreulichste Genugthuung, dass die Zukunft seine orgnisse, wenigstens in diesen beiden Fällen, nicht be- igt hat. Diese scharfen Rügen haben uns aber nicht hadet. Noch heute fühlen wir uns den hochwürdigen ofessoren des Schottengymnasiums zu größtem Danke pflichtet und es will mir scheinen, als hätte man nirgends lernen gelernt, wie dort.

Als ich im Herrenhause meinen „maiden speech“ t und ein allzukräftiger Ausdruck vom Präsidenten als cht parlamentarisch“ bezeichnet wurde, war es mein lieber t Hauswirth, der mir nach Schluss der Rede freundlich eutete: „Der erfahrene Parlamentarier drückt so etwas ativ aus!“ Ich habe den allverehrten Lehrer wieder- nnt.

Von unseren Lehrern.

Ein durch und durch ehrenwerter, innerhalb seiner Grenzen tüchtiger und gediegener Mann, dabei ein Sonderling ganz eigener Art war unser Clavierlehrer Johann Rufinatscha oder der „Rufi“, wie wir ihn kurzweg nannten. Er war ein geborener Südtiroler und als jüngerer Sprosse einer wahrscheinlich bäuerlichen Familie für den Priesterstand bestimmt worden. Mehr als ungeeignet für diesen Beruf, scheint er die Schule frühzeitig verlassen zu haben, vielleicht ihr entflohen zu sein, um sich seiner Neigung folgend ganz dem musikalischen Studium zu widmen. Ohne alle Mittel war er zunächst auf das Selbststudium gewiesen und brachte unter dem härtesten Ringen das Nöthigste für den Lebensunterhalt und endlich auch für den Unterricht in der Compositionslehre bei dem alten Sechter in Wien zusammen.

Das Jahr 1848 verwickelte auch ihn in die politische Bewegung jener Zeit und er erzählte uns oft, wie er „die ganze Dummheit“ mitgemacht habe bis zur Übergabe von Wien und wie er, mit einem Passierscheine versehen, als Spaziergänger die Stadt verlassen konnte. Ein echter räsonnierender Österreicher, aber schwarzgelb bis ins Mark, erkannte er die Niederwerfung des Wiener Aufstandes durch die kaiserlichen Truppen als eine befreiende That; glaubte er doch zu wissen, dass Becher „die Guillotine schon vorbereitet hatte“ und die revolutionären Machthaber ein furchtbares Blutbad wie in den Schreckenstagen der französischen Revolution anzurichten im Begriffe waren.

Rufinatscha oblag nun wieder dem friedlichen Berufe eines Clavierlehrers und kam als solcher und überdies noch vormärzlicher Bekannter unseres Vaters im Jahre 1860 auch in unser Haus. Er war ein kleines, fast zierlich zu nennendes Männchen mit lebhaften Augen, großer spitzer Nase und mächtigem dunkeln Backenbarte zu beiden Seiten des rasierten Kinns. Als alter Mann trug er einen grauen Vollbart. Das lange schüttere Haupthaar hatte er über der hohen, aber schmalen Musikerstirn gerade zurückgekämmt, so dass es am Nacken einen Lockenwulst bildete. Wenn er den thurmartigen, seiner Gestalt nach an die Kappe eines Tirolerhutes erinnernden Kopf senkte und dabei die kleinen Äuglein schwärmerisch nach oben richtete, zog sich die schmale Stirn wie liniert in zahlreiche Querfalten und er schien ganz und gar versenkt in das „Erhabene", wie er sein Ideal zu benennen pflegte. Die Überzeugung, einer der größten, wenn nicht der größte Componist seiner Zeit zu sein, stand bei ihm felsenfest. Die Morgenstunden widmete er dem „Schaffen", wozu eine anregende Lectüre mit einem Glas Kaffee und einer Britannicacigarre ihm die nöthige Begeisterung liefern musste. Ein paar Stunden später gieng er seinem Berufe als Lehrer der Composition und des Clavierspiels nach, bis er sich abends allein oder mit Bekannten in einem gemüthlichen Wirtshause einfand, wie es deren heute in Wien leider nur mehr wenige gibt. Die Unterrichtsstunden musste er, allerdings unfreiwillig, durch seine köstlichen, oft treffenden Bemerkungen und Urtheile über alle möglichen Dinge zu würzen. Sein Lieblingswort war „quasi". Er wendete es in komischester Weise an. So konnte z. B. eine Frau ihren Mann „quasi verlassen" oder ein Vater seine Kinder „quasi enterbt" haben. Auch die Frage: „Betreiben Sie das wirklich oder nur so quasi?" hörte ich ihn stellen. Seine Urtheile über moderne Musiker und deren Werke lauteten meist sehr ungünstig: „Das ist bei mir kein Künstler, schreibt seichtes Zeug, hascht nach Effecten, huldigt der Zeit." Besonders schlecht war er auf Richard Wagner

zu sprechen, der in seinen späteren Werken „das Princip des Schönen" verlassen und sich über die Regeln „der großen Meister" hinweggesetzt hätte. Seine spätere Musik sei nichts weiter, als „ein fortwährendes Auf- und Abwogen" und wenn er ausnahmsweise noch eine Melodie bringe, wie etwa in den „Meistersingern", so drehe sie sich um das alte „Lohengrin"-Motiv: „Du lieber Schwan!" Dagegen machte sich Rufinatschas Begeisterung für Beethoven und Shakespeare in schwärmerischen Ausbrüchen Luft: „Beethoven ist ein Genius, ein grandioser Kerl, Shakespeare umfaßt das All'!"

Von Zeit zu Zeit empfand Rufinatscha das Bedürfnis, „genannt" zu werden, was er dadurch erreichte, daß er die Aufführung eines seiner Werke in einem Concerte erwirkte. Das war denn für ihn vorher eine Zeit fieberhaftester Aufregung und nachher galligster Verbitterung, weil Ausführung, Aufnahme und Kritik nur selten seinen Anforderungen und Wünschen entsprachen. Dabei lebte in ihm nagend eine Art von Verfolgungswahn und ein grenzenloses Mißtrauen, welches ihn nach und nach alle Freunde verlieren ließ. Epstein oder Hellmesberger mußten absichtlich nothwendige Nuancierungen und Betonungen unterlassen haben, nur um sein Werk der Wirkung auf die Hörer zu berauben und so zugrunde zu richten. Die Kritiker wollten ihn „nicht aufkommen lassen", weil er nicht ihnen und der Zeit huldigte. Nun, bei einer gewissen Gattung ernster Musik, die im Grunde niemanden wirklich erwärmt, hängt in der That alles von dem Urtheile des maßgebenden Kritikers ab, nach welchem die musikalische Welt jeweilig sich richtet.

Trotz des Ausbleibens durchschlagender Erfolge blieb Rufinatschas Vertrauen auf seine Größe unerschüttert. „Macht nichts," pflegte er sich zu trösten, „ich schreibe für die Nachwelt" und es würde mich gar nicht wundern, wenn er — er starb vor einigen Jahren als Achtziger — letztwillige Anordnungen getroffen haben sollte, welche die Veröffentlichung seiner Werke in einem späteren Zeitpunkte

sicherstellen. Rufinatscha hatte sich nämlich durch unermüdlichen Fleiß und persönliche Bedürfnislosigkeit ein kleines Vermögen erspart. In der Verwaltung desselben zeigte sich wieder sein unbesiegliches Misstrauen. Er besaß mehr Gattungen von Papieren, als so mancher große Capitalist, von Actien höchstens einzelne Stücke, weil bei diesen der Coupon „ad libitum“ ausgezahlt werde. Seine Papiere hatte er durch Jahre einem Tiroler Freunde in Wien zur Aufbewahrung anvertraut, nahm sie aber wieder zu sich, weil er zu bemerken glaubte, dass der Freund „sehr gute Cigarren rauche“, was ihm verdächtig schien. Dann gab er die Effecten zur Verwahrung in die Nationalbank. Dort war er wohl zufrieden, nur fand er, dass man „barscher“ geworden sei, seit man sich in die Österreichisch-Ungarische Bank umgewandelt hatte. Ein mit mir befreundeter höherer Functionär dieser Bank, dem ich das erzählte, konnte sich vor Lachen nicht halten.

Rufinatscha blieb unverheiratet, zum Theil gewiss aus Princip, theilweise aber auch aus einer angeborenen gewissen Schüchternheit. Noch als alter Mann konnte er bei den unschuldigsten Anlässen bis in die Haare hinein erröthen. Er war zeitlebens ein Mann des Gasthauses und besaß alle Eigenheiten eines solchen. Vor allem war er also Hypochonder, obschon er zuweilen auch wirklich an einem veralteten Hals- oder Brustübel zu leiden hatte. Gegen die Ärzte hegte er gleichfalls Misstrauen. „Der Arzt ist vor allem Lebemann,“ erklärte er mir einmal, „erst dann kümmert er sich um seine Patienten.“ „Auch kennt der Arzt nicht alle Heilkräfte, die in der Natur liegen.“ Mit letzterer Bemerkung hatte er allerdings nicht so unrecht. Von einem mit mir befreundeten Arzte Dr. Victor Ritter von Hacker, gegenwärtig Universitätsprofessor in Innsbruck, verlangte er einstmals ein Mittel gegen den ihn quälenden Husten, „aber ich will ein wirkliches Mittel, keinen Schlaftrunk!“ Wir beide, ich und Alfred, verbrachten gelegentlich mit „Rufi“ einen Abend im Gasthause. Da gab es Gelegenheit, die drolligsten Ansichten

über Welt und Natur von ihm zu hören. Er erzählte unter anderem von einem Bekannten oder Freunde, welcher wahnsinnig geworden war und an einer fixen Idee litt: „Er bildet sich ein, er ist ein Pfau, und er hat auch ganz die Ausdünstung, den Geruch wie ein Pfau!“

Sein peinliches Misstrauen brachte es mit sich, dass Rufinatscha seinen Umgang häufig wechselte. Nach einem längeren Unwohlsein mied er einmal seine bisherige Abendgesellschaft. Er ließ es sich nicht nehmen, dass sie ihm „den Tod gewünscht hätte“.

Mir selbst blieb „Rufi“ ein zugethaner Freund. Nachdem ich längst nicht mehr sein Schüler war, liebte er es, ganze Nachmittage lang mit mir vierhändig zu spielen. Zuweilen stellte er allerdings plötzlich seine Besuche für die Dauer von Monaten und Jahren ein, ohne dass sich ein Grund für dieses auffallende Benehmen entdecken ließ.

Ein künstlerisches Urtheil über Rufinatscha zu fällen, fühle ich mich nicht berufen. Vielleicht wäre er ein paar Jahrhunderte früher der berühmte Meister geworden, als der er sich träumte, wenn es ihm nicht an Erfindung und Originalität gebrach.

Rufinatscha hegte eine überschwengliche Begeisterung für das alte Griechenland und wünschte in der classischen Zeit des alten Athen geboren zu sein, wo er sämmtliche Einwohner für uneigennützige Künstler und Kunstfreunde hielt. Dort, meinte er, würde er sich „vermudlich“ wohler und behaglicher gefühlt haben, als zu seiner Zeit in Wien.

Meine übrigen Hauslehrer waren zum Theil nicht weniger eigenartig. Der deutsche Lehrer meiner ersten Kinderjahre war ein Schullehrer noch ganz vom guten alten Schlag, namens Zudermann. Von ihm begleitet, machte ich an der Normalschule bei St. Anna in Wien glänzende Prüfungen. Noch viele Jahre später besuchte er mich, so oft ich eine große Prüfung bestanden hatte. Nach jedem Erfolge pflegte er mich über den grünen Klee zu loben: „Ich glaub's gern, a gutes Köpfl haben's ja schon damals g'habt!“

Am meisten Aufregung in unserem Hause verursachte der Hauslehrer J., mehrere Sommer hindurch auch unser „Hofmeister“, in jeder Beziehung ein Muster dessen, was ein Erzieher nicht sein soll. Anfangs vertrugen wir uns leidlich gut, später kamen seine häſslichen Charaktereigenschaften zur Geltung. Launenhaft, wie ein Weib, trieb er mit uns die tollsten Scherze, um unvermittelt im nächsten Augenblicke schon das Gesicht in widerwärtige Falten zu legen, als ob er Ochsengalle genossen hätte. Ohne allen Grund wurde uns dann ein Verweis gegeben, welcher gewöhnlich mit den Worten schloſs: „So sind die Sachen.“ In den Lehrstunden liebte er es, durch die raffiniertesten Kniffe uns vor allem zum Zorne zu reizen und sich daran zu ergötzen, wenn wir unsere Erregung nicht mehr beherrschen konnten. Bei dem ersten Zeichen unseres Unmuthes sagte er dann: „So etwas können Sie bei jemand anderem thun, bei mir ist das nicht am Platze.“ Mit diesem „jemand“ meinte der Mensch den Vater, welchen er im übrigen umschmeichelte. Vor der Mittheilung derartiger Vorgänge an den Vater wuſste er sich schlau durch die leere, aber von uns doch gefürchtete Drohung zu schützen, er sei in der Lage, über uns unserem Vater Dinge zur Kenntnis zu bringen, welche uns sehr übel bekommen würden. An solchen Tagen seiner unausstehlichen Launen pflegte er auch zu sagen: „Ich habe heute Nacht von Schlangen geträumt und das bedeutet immer Schlimmes.“ Zuweilen begnügte er sich damit, uns auf dem Lande schon des Morgens anzukündigen, er habe von Schlangen geträumt, weil er wuſste, daſs wir dann schon ängstlich die Köpfe hängen lieſsen und jede Freude uns für diesen Tag verdorben war.

Den „Damen“ gegenüber hielt er sich für unwiderstehlich, liebte es aber nicht, in Begleitung seiner Zöglinge ihnen zu begegnen, eine einzige ausgenommen, weil sie eben die Mutter eines Knaben war, den er ebenfalls unterrichtete. Wenn wir bei Ischl mit ihm auf einer Bank zusammen saſsen und von ferne Damen in Sicht kamen, hieſs

es gleich: „Gehen wir, es kommen Damen!“ Am meisten bildete er sich auf seine kleinen Hände und Füße und seine schlesische Aussprache ein. Von einer Alm zurückgekehrt, erzählte er uns überglücklich folgende Erlebnisse: „Unterwegs begegneten wir einigen Damen, die haben mich wegen meiner Sprache für einen Norddeutschen gehalten. Abends trat ich in meinem langen Plaid, den ich über den Kopf geschlagen hatte, im Mondschein noch einmal hinaus ins Freie, da näherten sich mir einige Herren und sprachen: eine Dame! Ich murmelte etwas, worauf einer der Herren mich aufforderte: Zeigen Sie mir Ihre Hand! — Ich wurde für eine Dame gehalten.“ In Ischl gab J. uns auch Lectionen im Turnen. Zu einer solchen hatte sich die für ihn schwärmende Frau Mama mit ihrem Söhnlein eingeladen. Der Geck mit seinem neckisch aufgekämmten Haar hatte sich ohne Spur jener selbstverständlichen Verehrung, welche ein junger Mann einer wirklich edlen und würdigen Frau gegenüber empfinden mag, mit den banalen Mitteln eines poetischen Commis vollständig in das Herz der Dame einzuschleichen verstanden, nur um sich in der Familie zum „Unentbehrlichen“ zu machen und im Hause zu dominieren. Wenn er dort zum Unterricht des Knaben erschien, überreichte er der Mama vorerst mit einigen vieldeutigen, jedenfalls aber seine Lage tief zu ihren Füßen kennzeichnenden Worten eine in unserem Garten vor unseren Augen ostentativ zu diesem Zwecke gepflückte aufblühende Rosenknospe. Dann ließ er sich von ihr sein letztes schwärmerisches Gedicht erbitten, wie er deren in der fruchtbarsten Weise erzeugte und hinsichtlich ihrer Wirkung vorher an uns erprobte. Als der geschmacklose Poseur nun gar seiner „Flamme“ Gelegenheit gab, ihn als Turner zu bewundern und auf dem Barren mit gefalteten Händen kokett die Übung des „Auftauchens“ producierte, konnte sie in Verzückung nur die Worte schmachten: „Diese Grazie!“

Die Herrlichkeit dieses affectierten und intriguierenden Herrn in unserem Hause nahm nach wenigen Jahren ein

schlimmes Ende Der Vater jagte ihn schließlich einmal bei Tisch aus dem Hause.

Mehrere Jahre später, als die Preußen unsere Hauptstadt bedrohten, schrieb jene verehrte Mama einer ihrer Freundinnen nach Ischl, ein junger Mann hätte sich zu den Schanzen an der Donau begeben und dort durch aufdringliche Begrüßung seiner Landsleute in einem schlesischen Regimente so auffallend und verdächtig gemacht, dass man ihn — durchhaute. Er war diesmal im Ernst für einen „Norddeutschen“ gehalten worden. So hatte unser Peiniger spät, aber doch die verdienten „Schläg'“ bekommen.

Sein Nachfolger bei uns und so ziemlich sein gerades Gegentheil war S., den ich heute noch zu meinen aufrichtigsten Freunden zählen darf, ungeachtet des fundamentalen Gegensatzes unserer Anschauungen. Von seinem Vater, einem hochachtbaren und als Pädagogen in weiten Kreisen bekannten Officier, durch ein eigenthümlich kunstvolles Erziehungssystem zu einer bis ins Kleinste geordneten Persönlichkeit herangebildet, suchte er oder vielmehr in ihm sein Vater dieses System auch auf uns beide in Anwendung zu bringen. Ich verdanke ihm, so recht eigentlich lernen gelernt zu haben. An seine Erziehungsmethode, welche jede Minute des Tages peinlichst ausgefüllt und ausgenützt haben wollte, so dass er sich in einem Briefe an uns ernstlich einmal als „Euer eiliger S.“ unterschrieb, knüpfen sich uns einige besonders ergötzliche Erinnerungen, wie die nun folgende Erzählung einer heiteren Episode aus meiner Jugend zeigen mag. Wir saßen in den Ferienmonaten alle mit dem Vater in Ischl in der von uns gemieteten Villa Nestroy bei Tische. Ich verrieth durch eine Bemerkung, dass ich von einem wichtigen politischen Ereignisse der jüngsten Zeit nichts wusste, was mein Vater in gelinder Weise rügte. „Du solltest doch schon regelmäßig Zeitungen lesen.“ Diese theoretische Ermahnung meines Vaters war für S. das Signal zu einer praktischen Action. Noch an demselben Nachmittag eröffnete mir S., welcher diese Sache als mit in seine Com-

petenz gehörig betrachtete, dass ich von nun an täglich von ihm zu bestimmende Artikel und Stellen aus der Zeitung zu lesen hätte, ehe ich irgend etwas zu meinem Vergnügen unternehmen dürfe. So musste ich „Zeitunglesen“ und wurde zum Zeitungleser „gedrillt,“ noch dazu zum Leser der „Neuen Freien Presse“!

Einige unserer Diener.

Anfangs der Sechziger-Jahre hatten wir einen sächsischen Bedienten namens Ferdinand durch mehrere Jahre, bis er unseren Dienst wegen eines Lungenleidens verlassen musste, das ihn auch bald auf das Sterbebett brachte. Er hatte in der sächsischen Armee gedient und erzählte mir gern nach Tisch, wenn er im „Gangl" saß, Bestecke putzend, und ich bei ihm stand, von seinen militärischen Erlebnissen. Im Felde war er nie gewesen, aber bei einem Manöver, das er mitmachen musste, wäre es einmal „bald Ernst" geworden. Dieser Ferdinand gehörte zu jenen, von einem Hauche von Bildung berührten, Menschen, die einen über ihren Kopf hinausgehenden Gesichtskreis sich nun einmal nicht vorstellen können oder wollen, und deshalb gegenüber allem, das ihren Horizont übersteigt, sich negativ oder doch zumindest sehr skeptisch verhalten. Doch gab es nichts, worüber er nicht ein maßgebendes Urtheil zu fällen sich zugetraut hätte. Ein ehemaliger Concipient meines Vaters, Dr. Rudolf Schwingenschlögl, hatte eine gut dotierte Stelle bei der Anglo-Bank erhalten. Man meinte, dass dem jungen Manne damit seine Carrière gesichert sei. „Wenn die Anglo-Bank Falluta macht, hat er gar nichts," urtheilte der superkluge Ferdinand. Dann gab er uns seine Meinung über die äußere politische Lage bekannt. Er wusste genau, was „der Russe", „der Engländer" und „der Franzose" jetzt thun würden. Auf unsere Elektrisiermaschine verstand er sich natürlich besser, als wir. Von der Astronomie hielt er gar nichts. „Man weiß nichts, man muthmaßt nur."

Ich versuchte ihm einst im „Gangl" die Erd- und Sonnenparallaxe zu erklären. Es war unmöglich. Dass man schon hier auf der Erde die Distanzen gegebener Punkte genau berechnen könne, ohne sich persönlich an jeden derselben begeben und alle Entfernungen physisch abmessen zu müssen, wollte ihm auch nicht einleuchten. Die Trigonometrie lag eben über seinem Auffassungsvermögen, es durfte sie daher überhaupt nicht geben. Ich musste meine Belehrungsversuche einstellen. Das hörbare Aufsperren unserer Wohnungsthüre war das Zeichen, dass der Vater vom Café Daum nach Hause kam. Ein leises Flüstern des Dieners zu mir und ich musste aus dem „Gangl" ins Zimmer eilen: „Der Herr Vadern kommt!"

Von unseren späteren Dienern ist weniger Heiteres zu erzählen. Einer von ihnen pflegte geschäftig zu meinem Vater ins Zimmer zu stürzen, wenn ein Telegramm eingetroffen war, mit dem Couvert in der Hand und den stereotypen Worten: „Bitt' Ex'lenz telegraphische Pedetschen!" Von seinem letzten Diener erzählte uns der Vater ärgerlich eines Morgens: „Denkt euch, was der Franz heute wieder gemacht hat, er hat mit meinem Falzbein — eingeheizt!"

Im Wienerwald.

Lind weht das „Mailüfterl“ durch die jungen, saftig grünen Blätter der Buchen und über ihnen spannt sich wolkenlos der klare blaue Himmel. Von der Lichtung des Waldes aus sehen wir die Stadt Wien in der Ferne liegen mit ihren glänzenden Dächern, glitzernden Thurmkreuzen, in der Mitte den hochragenden Stephansdom mit dem Wahrzeichen Wiens, dem Stephansthurm, alles in leichtem Dunste, wie bedeckt von einem zarten silberdurchwirkten Schleier. Drüben fließt die „schöne blaue Donau“ dem Marchfelde zu, in die fruchtbare lachende Ebene. In duftiger Weite ziehen sich die kleinen Karpathen in langer Linie hin. Rechts von der Stadt, von den lichten Wolken kaum zu unterscheiden, hüllt der ferne Schneeberg sein weißes Haupt in dünne Nebel. Auf der blumigen Wiese nahe vor uns flattern bunte Tagfalter. Aus dem Dickicht des Waldes tönt der Ruf des Kuckuck mit seinem eigenthümlichen Klange, jedes Jahr uns überraschend, und noch manch andere heitere Vogelstimme. Das Sträußchen grünen Waldmeisters in unserer Hand, wir führen es unwillkürlich vor unser Gesicht und sein süß betäubender Geruch benimmt uns fast die Sinne. An uns vorüber wandeln lustige Menschen, frohe Paare. Wir achten ihrer kaum, wir hören nur den wohlbekannten Dialect ihrer Worte oder ein paar Takte einer beiläufig gesungenen und phantastisch weiter gesponnenen alten Melodie. Das ist der Wienerwald „im wunderschönen Monat Mai, als alle Knospen sprangen“: ein Gemisch von frohem Behagen des Augenblickes und ungestilltem Sehnen. Wonach

denn nur? Schwermuth, „sinnende Melancholie“, sie haben wie die heitere Lebenslust hier ihren heimatlichen Boden. Hier wandelte der düstere Lenau und Schubert, der unsterbliche Meister der Töne, voll tiefen Gemüthes, der es verstand wie keiner, in dem wunderbaren Tonbilde, das ihm vor die Seele kam, wie festgebannt zu verweilen, zu schwelgen, sich zu wiegen, selbst zu genießen und den Hörer genießen zu lassen, bis der herrliche Strom der Melodie ihn weitertrug. Die heiteren Weisen Johann Strauß', auch sie sind diesem Boden entwachsen, sie zittern in der milden Wiener Frühlingsluft. Unsäglich anheimelnd und doch zugleich abmahnend -- fast hätte ich ein herberes Wort gebraucht — überkommt es uns hier beim lauen Hauche des Lenzes. Das Ätzende, Beißende des Wieners will da in uns erwachen. War doch auch Nestroy Geist vom Wiener Geiste! Aber wehe uns, wenn wir unmuthig der sanften geistigen Umarmung der lieben Vaterstadt uns entwinden wollen. An tausend elastischen Fäden werden wir zurückgezogen und bald verstehen wir des Liedes Sinn: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“

Wie oft sind wir da herausgewandert zum „Krapfenwaldl“, auf den Kahlenberg, den Hermannskogel, auf das Hameau und die Sophienalpe, oder auch auf die Gloriette in Schönbrunn, mein Vater und wir beiden Buben. Selten gieng jemand anderer mit. Brestel fuhr gewöhnlich weiter nach seinem Lieblingsort Rekawinkel. Von dort aus glaubte er einmal den Traunstein erblickt zu haben, aber er hatte sich geirrt: es war der Ötscher. Brestel war kein Freund besonderer Abwechslung, weder in der Natur noch im Theater. Er besuchte das Theater überhaupt selten, wenn er aber gieng, gab man sicherlich „Lohengrin“. War er Wagnerianer oder wohnte in dem verschlossenen, mürrischen Mann mit der Goldbrille, dem schlichten dunkeln Haar und dem dicken kurzen Schnurrbarte unter der stumpfen Nase dennoch ein romantischer Zug? Ich war einmal dabei, als man im Kreise einiger Abgeordneter ihn, den Hagestolz, mit Liebes-

angelegenheiten neckte. Brestel wurde verlegen und verstimmt. Mein Vater, welcher auch diesen besten Freund nicht schonte, erzählte uns gelegentlich, bei einer Feierlichkeit, an welcher Brestel zum erstenmale als Minister officiell theilzunehmen hatte, sei von schönen Lippen das Wort gefallen: „l'as joli garçon!"

Hatte Brestel einen entschieden phlegmatischen, so besaß mein Vater einen sanguinischen Zug. Oft wurden auf diesen Ausflügen in der Umgebung von Wien Pläne, uns beide oder auch ihn selbst betreffend, gemacht und besprochen, zur Ausführung kamen sie selten oder nie. Im Freien an einem schönen Frühlingstage, da athmete und thaute mein Vater auf. „Ich möchte sterben, wie der Tag im Frühlingsabendroth, bei hellem Nachtigallenschlag soll nahen mir der Tod," ist eines seiner letzten Gedichte. Mein Vater hatte niemals irgendwelchen musikalischen Unterricht genossen und kannte keine Note, doch hörte er überaus gern Musik, nur nicht in Concerten, und trug unzählige Melodien aus Opern, Operetten, Tänzen und Liedern in seinem Gedächtnisse. Diese pfiff er uns fehlerlos vor, wenn wir mit ihm wanderten oder zu Hause mit ihm eine vergnügte Stunde verbrachten. Oft kam mein Vater auch auf unsere verstorbene Mutter zu sprechen, an welche wir, besonders Alfred, uns doch nicht so genau zu erinnern vermochten. Den letzten Sommer mit ihr hatten wir im Bad Neuhaus bei Cilli in Steiermark verbracht. Dort war es, wo ein hoher Würdenträger zu meinem fünfjährigen Bruder Alfred, welcher damals noch nicht allzugern lernte, eine offenherzige Äußerung machte, die meinen Vater bis an sein Lebensende belustigte und auch uns niemals aus dem Gedächtnisse entschwinden wird: „Hast schon recht, Kleiner, ich hab' auch nichts gelernt und bin doch ein großer Herr geworden!"

Mein Vater berührte auf unseren Touren im Gespräche auch wohl politische Angelegenheiten und Persönlichkeiten, meistens aber nur in Form von hingeworfenen Schlagworten und Scherzen. „Bach und Berger, Ach und Ärger!" habe

ich oft aus seinem Munde gehört. Es dürfte das ein aus dem Jahre 1848 stammendes Epigramm gewesen sein. Ehemals intimste Freunde, scheinen sie später nicht nur politische Gegner geworden zu sein, sondern auch persönlich einander sich entfremdet zu haben. Wenigstens erzählte mein Vater, dass er mit Bach längst nicht verkehre, nur Brestel sei anfangs der Sechziger-Jahre ganz zufällig in der Schweiz auf einem der großen Seen auf dem Dampfschiff mit Bach zusammengetroffen, dort habe Bach die Initiative zu einem zunächst allerdings spießigen Gespräche ergriffen, in dessen Verlaufe Brestel Bach „seine Meinung gesagt“ haben soll. Leider war es mir selbst nicht gegönnt, den gerade mir besonders interessanten Mann jemals persönlich kennen zu lernen. Von dem biedern Lasser pflegte mein Vater zu sagen, der „trage die grünen Strümpfe im Gesichte“.

Im Hochgebirge steigen bekanntlich auch bei heiterstem Himmel urplötzlich schwere Gewitterwolken auf. So war es auch bei unserem Vater. War er noch so heiter und gesprächig gewesen, auf einmal konnte ein geringfügiger Anlass seine gute Stimmung unvermittelt zerstören. Vielleicht erzählte er uns eben noch einige Erlebnisse aus seiner Advocaturskanzlei. Lange Zeit hindurch war er einer der ersten, wenn nicht der erste Advocat in Wien. Hoch und nieder, Geschäftsmänner und Künstler holten sich bei ihm Rath. Einstmals, als noch der Schuldenarrest bestand, musste mein Vater gegen den Duc de la Rocca vorgehen, denselben, welcher in Wien eine Zeitlang eine gewisse Rolle spielte. „Vous ne m'avez pas traité comme un avocat, mais comme un chevalier,“ so äußerte sich der Herzog nach Beendigung der Sache zu meinem Vater, der denn von nun an auch sein Vertrauensmann und späterer Rechtsfreund wurde. Eine Prinzessin Montleart consultierte oft den Vater und erwartete ihn, wie er selbst mir erzählte, bisweilen auf einer der Stufen der Stiege sitzend, welche zu unserer Kanzlei und Wohnung führte. Der einbeinige Tänzer Donato war auch meines Vaters Client. Die Brüder

Strauß wandten sich an den Vater, weil ein fremder Kapellmeister unberufenerweise Musikstücke von ihnen hatte spielen lassen. Die Herren waren deshalb in größter Aufregung. Neugierig, wie Kinder sind, hatte ich mich ins Vorzimmer geschlichen, um die Walzerkönige zu sehen, wenn sie das Bureau meines Vaters verließen. Obschon ich die Herren später noch oft gesehen und gehört habe, haben diese Tonkünstler doch niemals größeren Eindruck auf mich gemacht, als da ich sah, wie unser Bedienter dienstfertig ihnen beim Anziehen half und ihr üppiges dunkles Gelocke die imposanten dichten Krägen ihrer kostbaren Stadtpelze noch weit übertraf.

Wir stellen, im Walde oder im Parke von Schönbrunn lustwandelnd, an unseren Vater eine Unmasse der unmöglichsten Fragen, aber schon fühlen wir mit Schrecken, dass über seiner soeben noch heiteren Laune eine gewisse Schwüle lagert. Wir wissen aus Erfahrung, was das zu bedeuten hat. Das Gewitter wird bald losbrechen. Vorläufig beanständet der Vater nur einzelne unserer Bemerkungen oder einzelne von uns gebrauchte Ausdrücke und er mustert uns von oben bis unten. Wehe uns, wenn der abgewetzte Knopf an unserem Rock, wenn das Fleckchen, wenn die Stäubchen an unseren Kleidern entdeckt werden, lauter Dinge, welche wir allerdings vor dem Fortgehen vom Hause hätten in Ordnung bringen lassen sollen. Aber die Jugend ist so leichtfertig, so vergesslich, hat alles Mögliche im Kopfe, was will man denn von ihr verlangen! Richtig wird unser Makel im nächsten Augenblick bemerkt. Wir bekommen beide einen fürchterlichen Putzer: Wir hätten keinen Sinn für Ordnung, giengen zum Scandal herum, schon hätte sich ein fremder Herr nach uns umgesehen. Einsilbig und missmuthig wird der Rückweg angetreten. Für heute ist alles verdorben. Zu Hause angekommen, ergeht es uns etwas besser, denn die Tante hat Worte des Trostes.

Mein Vater war weder launenhaft, noch besaß er jene Art von Ernst, wie sie nur Menschen von geringerer Be-

gabung eigen zu sein pflegt. Die Scenen, wie ich deren eine geschildert habe, entsprangen wahrscheinlich einem plötzlich zu seinem Bewusstsein kommenden Gefühle des Unbehagens an der ganzen Lage und Stellung, in welche er gerathen war. Die Liebe zu uns erschien in solchen Augenblicken wie erstorben und das war es, wodurch diese Anfälle für uns so peinlich und schmerzlich wurden. Der Vater selbst empfand dies auch nachträglich immer, denn die Reaction blieb niemals aus und immer trachtete er dann, uns thatsächliche Beweise seiner Zuneigung zu geben. Wir wurden ruck- und stoßweise erzogen.

Ins Salzkammergut.

Die Nacht in einem Coupé des Eisenbahnwaggons verduseln, morgens mit der schmutzig-qualmenden Berg-Locomotive hinaufkeuchen zu den abgetretenen Gipfelhängen des Schafberges, wo ein schwarzbefrackter Kellner auf der Terrasse uns ein Gabelfrühstück serviert, das ist heute der Beginn einer Reise in das Salzkammergut. Mit übernächtigen Augen blicken wir hinüber auf die duftigen Berge, die ihre Häupter in den sonnigen Äther strecken. Es ist wie ein überraschender Zauber, dem das spannende Werden fehlt.

Einst war das nicht so, da mussten wir bei grauendem Morgen uns erheben und in Nussdorf das Dampfschiff besteigen, um auf der Donau stromaufwärts nach Linz zu fahren. Im Jahre 1855 machten wir beide zum erstenmale in Begleitung unserer Eltern auf dem „Radetzky" diese Reise. Auf dem Schiff hörte man so manches erzählen von den Fährlichkeiten bei dem „Struden" und „Wirbel", deren Klippen wir abends nach dem alarmierenden Signalschusse mit bangem Herzklopfen passierten. Das ehrwürdige Stift Melk auf seinem Felsenriffe thronend, das doppelthürmige Wallfahrtskirchlein von Maria-Taferl auf dem Berge droben, die alten Burgen, die Städtchen und Ortschaften am Ufer alle zogen langsam an uns vorüber. Nach der in der Kajüte oder einer Schiffscabine verbrachten Nacht erwachten wir im Angesichte der Stadt Linz, welche sonnenbestrahlt ihre Häuserreihen und Thürme im Wasser spiegelt und die Morgenglocken ertönen lässt. Wir müssen zum Bahnhof eilen und auf der primitiven, schmalspurigen

Eisenbahn, einer der ältesten Österreichs, fahren wir mit der „Kaffeemaschine" nach Lambach, von dort gar nur mit der Pferdebahn über Laakirchen nach Gmunden. Langsam nähern wir uns dem riesigen Traunstein, dessen kräftiges, an den unglücklichen König Ludwig XVI. von Frankreich erinnerndes Profil mit der starken Nase den Himmel zu berühren scheint. Kreischend und knarrend rollt der Zug mit den gebremsten Rädern vom „Engelhof" auf der gewundenen Bahn zur Traunseestadt hinunter und sein gellendes Getöse scheint uns See- und Bergesnähe zu künden. So wenigstens empfand es unser kindliches Gemüth. Erwartung, Hoffnung, Spannung, das waren die Stimmungen auf der langen Reise durch die lieblichen Gefilde Oberösterreichs nach dem Traunsee. In Gmunden angekommen folgen wir zu Fuß dem vom Bahnhof bis zum See sich hinziehenden Bahngeleise. Schwer mit Salz beladene Lastwagen werden da von Pferden unter rumpelndem Getöse auf den Schienen an uns vorbei gezogen. Wir erreichen bald den Dampfschifflandungsplatz. Das kleine Dampfboot — ich glaube, es hieß „Sophie" — von leichten dunkelblauen Wellen in sanfter Bewegung erhalten, versetzt das lebendige Kinderherz in hellstes Entzücken. Und nun erst gar die Bemannung dieses Schiffes: der Steuermann „Loidl" mit dem wetterharten, einem bemoosten Astklumpen ähnlichen bärtigen Gesicht, nie mehr zu vergessen, wenn man es einmal geschaut, dann der Capitän Ruston mit den scharfen englischen Zügen, dem röthlich grauen Cotelette-barte und dem eigenthümlichen Hute, einem „Süd-Wester" von unbeschreiblicher Farbe! Wie gruselte es uns, wenn er dann auf dem Schiffe sich uns näherte und mit den derben, mit Sommersprossen besäeten und dicht behaarten Händen die Fahrkarten vom Vater in Empfang nahm! Zäh und unverwüstlich erscheinend traf ihn einmal doch der Schlag. Aber „noch einmal haben's ihn aufg'wärmt", dann erst starb er, wurde mir später in Gmunden erzählt. So gieng es in den Fünfziger-Jahren langsam, aber voll Poesie in zwei bis drei Tagen von Wien ins Innere des

Salzkammergutes. Ischl war unser Reiseziel. Dort verbrachten wir mit der leidenden Mutter zwei Sommer, nach ihrem Tode mit Vater und Tante jährlich ein paar Monate, bis in den Jahren 1867 und 1868 dem Vater seiner fortschreitenden Kränklichkeit wegen der Aufenthalt und die Cur in Reichenhall verordnet und in seinen letzten zwei Lebensjahren in Gmunden bewilligt wurde. Sein Wiener Arzt hegte damals gegen Ischl ein nicht begründetes Vorurtheil.

In Ischl angekommen, pflegte uns Dr. Pollak, einer der dortigen Badeärzte, ein zartes Herrchen mit Brille und spärlichem Backenbärtchen, dessen Sohn unser Gespiele wurde, Besuche abzustatten. Er kannte die Schwäche unserer Tante, als Meisterin in der Beschaffung kräftiger Hausmannskost gelten zu wollen, auch verschmähte er eine Einladung zu Tische nicht. Deshalb sagte er schäkernd und mit feiner Anspielung, wenn ihn die Tante die Stiege hinunter begleitete: „Da riecht's gut. Wissen's, nach was es da riecht? Nach guter Rindsuppe!"

Der Vater selbst verbrachte stets mehrere Wochen ununterbrochen in Ischl und wir machten mit ihm, so lange er gesund war, häufige Ausflüge.

Besonders gut im Gedächtnis geblieben ist mir eine Partie zu den Langbathseen. Bei dem Gasthause „Zur Kreh", bevor man an den vorderen Langbathsee gelangt, erregte unsere Aufmerksamkeit ein großer, kräftig gebauter Mann mit Vollbart, in kurzer Lederhose und mit nackten Knieen, welcher soeben in Hemdärmeln Fische ausgeweidet und gewaschen oder eine andere blutige Arbeit für die Küche eigenhändig verrichtet hatte. Wir erfuhren bald, dass dieser Mann doch kein „hiesiger", sondern ein vielgereister Doctor der Medicin sei, mit Namen Genczig. Außer für geistig bedeutende und reich gewordene Männer hatte mein Vater stets ein besonderes Interesse für in fremden Welttheilen, und da wieder in den Tropen, gereiste Leute. Mit Dr. Genczig wurde also gleich Bekanntschaft gemacht. Auf einige, sein robustes Aussehen betreffende Elogen

erwähnte Genczig, daſs ſeine Mutter ihn trotzdem auch heute noch „Buricherl“ nenne, was meinen Vater sehr belustigte. Der Vater hatte einen ausgeprägten Sinn für geheimnisvolle, an das Mystische streifende Dinge. Er hatte uns schon oft erzählt, daſs Menschen, welche die Tropen geschaut und betreten, wenn sie hierher zurückkehren, ein unwiderstehlicher Drang, eine unbezwingliche Sehnsucht erfasse, wieder nach dem Süden zu wandern und die Herrlichkeiten der heißen Zone wiederzusehen. Der Vater stellte deshalb eine Frage in dieser Richtung an Dr. Genczig. Dieser, nüchterner und prosaischer veranlagt, als mein Vater, schien im ersten Augenblicke den Sinn der Frage nicht ganz zu erfassen, bejahte aber schließlich dennoch diese Frage, welche der andere Mann, dem wir noch heute begegnen sollten, sicherlich als eine „Suggestiv-Frage“ bezeichnet haben würde.

Wir setzten nach diesem kurzen Aufenthalte in der „Kreh“ unseren Ausflug nach den prächtigen Gebirgsseen fort. Beim Hinteren Langbathsee angelangt, erblickten wir von weitem eine große Gesellschaft aus dem Walde hervorkommen und langsam sich uns nähern. An der Spitze schritt mit nachlässig umgehängtem Rock, den Strohhut in der einen Hand, mit der anderen den perlenden Schweiß sich von der breiten Stirn wischend, ein untersetzter Mann mit freundlichem Gesichte, wie es schien etwas älter als unser Vater. Er trug einen dunkeln mit grau melierten Backenbart ohne Schnurrbart und richtete die großen klugen Augen wie fragend auf den Vater. Beide waren unterdessen stehen geblieben, nach einer kurzen Weile aber schritt der fremde Herr auf den Vater zu und beide umarmten sich herzhaft. Sie hatten einander lange nicht gesehen und, wie ich meine, seit dem Sturmjahre nicht mehr gesprochen; man stellte sich gegenseitig den begleitenden Angehörigen vor. Der Herr war der nachmalige Justizminister Freiherr von Hye-Glunek. Er war mit Familie und Verwandten von Gmunden über die „Große Alm“ herübergekommen und wollte über die „Kreh“ und Ebensee von den Langbathseen aus wieder nach

Gmunden zurückkehren. Wir hatten also vorläufig denselben Weg. Beide Herren unterhielten sich zusammen sehr lebhaft, gewiss wurden die politischen Ereignisse durchsprochen, die mich damals leider noch nicht interessierten. Begeistert für meinen Vater, schenkte ich indessen allen Männern — aber nicht den Frauen — die er zu schätzen schien, meine größte Aufmerksamkeit. So näherte ich mich also immer wieder den beiden und, wie schon Knaben alles zu analysieren pflegen, entdeckte ich, dass Hyes weißes Hemd zum Auswinden voll von Schweiß triefte. Nächst der „Kreh“ wieder an die Seite meines Vaters tretend, hörte ich, dass die Herren just nicht politisierten, denn mein Vater sagte eben: „Das habe ich schon oft gemacht. Dort hinter dem Gasthaus ist der Brunnen. Im Trog waschen Sie Ihr Hemd, niemand sieht Sie, übrigens können Sie den Rock einstweilen anziehen. Dann trocknen Sie Ihr Hemd in der Sonne, das geht sehr geschwind bei dieser Hitze. Dann können Sie im frischen Hemd speisen!“ Gesagt, gethan! „Sie haben mir gut gerathen, Dr. Berger!“ sagte eine Stunde später Freiherr von Hye meinem Vater leise bei Tische.

Wenige Jahre später erzählte uns der Vater, dass das „Burscherl“ trotz des kolossalen Körperbaues an einer Lungenkrankheit gestorben sei.

Auf dem Rückwege von diesem Ausfluge nach den Langbathseen oder auch ein anderesmal nahmen wir die Jause beim „Steinkogl“, einem bekannten Gasthause und Cafésschanke mit hübschem Gärtchen an der Poststraße von Ebensee nach Ischl. Dort sprach der Vater mit einer höchst eleganten Dame, welche mit ihren Kindern den Kaffee nahm. Sie war die Frau von Melingo und erzählte, dass ihr Gatte in Begleitung des jungen Herrn Edmund von Mojsisovics, des gegenwärtigen Chefgeologen der geologischen Reichsanstalt, an demselben Tage eine Besteigung des Dachstein unternommen habe. Die Sache interessierte uns alle sehr, weil diese Besteigung damals noch sehr selten

unternommen wurde und als überaus gefahrvoll galt, mich insbesondere aber deshalb, weil gerade der Dachstein schon damals das Ziel meiner stillen Sehnsucht war. Wenn ich nicht irre, war Achilles Ritter von Melingo einer der ersten Amateure auf dem Gebiete der Photographie und hatte auch auf den Berg den photographischen Apparat mitgenommen.

Ein anderer Ausflug, welcher von uns fast alljährlich gemacht wurde, war der nach Weißenbach am Attersee, wo mein Vater so überaus gern weilte. Jedesmal äußerte er den Wunsch, einmal dort mehrere Tage verbringen zu können. Er ist ihm, wie so viele andere, nicht in Erfüllung gegangen. War das aber auch eine Gemüthlichkeit in dem reinlichen freundlichen Posthause! Dazu die wunderbare Ansicht des blauenden und wogenden Sees. Weit hinaus ins Land spülen seine Wellen, umsäumt von duftigen Höhen. Hie und da erhebt sich ein Streif weißen Rauches aus dem fernen Bergwalde und links in der Weite winken die freundlichen Häuschen von Unterach im hellen Sonnenschein. Noch ferner fesselt den Blick der schroffe Drachenstein, am Mondsee gelegen, einer riesigen Grenadiermütze vergleichbar. Und rechts vom Hause wenige Schritte entfernt, fast unmittelbar von der Straße ansteigend, erhebt der Schoberstein drohend nahe sein Felsenhaupt hoch in die blauen Lüfte. „Hier ist's wundervoll!“ pflegte der Vater begeistert auszurufen und er hatte vollkommen recht. Beim Eintritt in den Hausflur war es jedesmal das köstliche Bild mit dem „Schadenthiere“ mit den Schwimmhäuten, einem Bären, welcher anno so und so viel im Aurachkar erlegt worden sein soll, welches den Vater belustigte. Dann gieng's ans Fischen. Zu Mittag speisten wir auf der Terrasse und bekamen Schöberlsuppe, blau gesottene Forellen, panierte Schnitzel und Kaiserschmarrn. Dampfschiff gab es noch keines auf dem See. Merkwürdig, jeder Besucher fast sehnte sich schon damals, an so einem See zu wohnen, ihn so recht und ganz zu genießen, nur einzelne — Sonderlinge thaten es wirklich, wie dieser Dr. Genczig nächst den Langbathseen und ein Herr,

den wir in Hallstatt treffen werden. Ein Sonderling war es auch ohne Zweifel, der von einem verfallenen Uferdamme aus ungezählte Kopfsprünge in die blauen Fluten vor unseren Augen machte und dann wieder zwischen den Weidenbüschen verschwand. Badehütten gab es damals auch noch keine. Nachmittag kam in der Regel ein Gewitter mit Regen. Dann nahm der Vater das Fremdenbuch zur Hand, ergötzte sich anfangs an den harmlos dummen prosaischen und poetischen Ergüssen, bis er selbst zur Feder griff und anonym eine beißend sarkastische Kritik eintrug: „Des ersten Spions, der in diesen Urwald kolossaler Dummheit eingedrungen!“ Man kannte des Vaters Stil so gut wie seine zierliche, aber höchst charakteristische Handschrift, und bei unserem nächsten Besuche stand gewiss daneben die boshafte Bemerkung: „Hoch Schuselka!“

Auch nach Hallstatt kamen wir so ziemlich jedes Jahr, wenn wir in Ischl wohnten. „Es ist auch hier sehr schön, aber bleiben möchte ich da nicht,“ war des Vaters Meinung. Ich urtheile anders und günstiger über Hallstatt. Auch hier zeigte sich uns auf Seeauers Terrasse ein Mann in Lederhosen „ganz wie ein Einheimischer“, verwildert und menschenflüchtig. Ich glaube, es war der Gatte der verstorbenen Schriftstellerin Aglaja von Enderes. Eine bekannte Gestalt in Hallstatt war der unscheinbare Friedrich Simony, der Erforscher des Dachsteingebirges. Einmal ruderte uns dessen Begleiter, der Dachsteinführer Johann Wallner, über den See.

Wenn ich die Eindrücke meiner Jugendzeit aus dem Salzkammergut wiedergebe, muss ich auch der Reisehandbücher von F. C. Weidmann gedenken. Seinen „Führer nach und um Ischl“, sein „Ischl und seine Umgebung“ kannte ich stellenweise auswendig und trotz des schwulstigen Stiles war auch mein Vater auf Weidmann als Topographen ganz gut zu sprechen. Auf den Menschen Weidmann aber hatte es mein Vater sehr scharf. Er schilderte mir Weidmann als einen höchst unsympathischen, falschen, von Gestalt hageren Menschen mit überaus scharfen Brillen,

der trotz dieser an alle Menschen und Dinge die Nase stoßen muſste, wenn er sie sehen wollte. Ursprünglich ein unbedeutender Schauspieler, hätte Weidmann neben seiner topographischen Thätigkeit um oder nach 1848 politische Artikel höchst „reactionärer" Richtung verbrochen, welche mein Vater weniger der Wahrheitsliebe des Verfassers, als dessen Sucht, sich schön und beliebt zu machen, zuschrieb. In einem dieser Aufsätze, erzählte uns bitter der Vater, habe Weidmann von Leuten gesprochen, die ganz anderswo zu sitzen verdient hätten, als im Frankfurter Parlament. Solchen Ausfällen gegenüber blieb mein Vater stets sehr empfindlich und mochte sie nie recht verzeihen. Deshalb blieb auch sein Verhältnis zu Heinrich Laube, dem Director des Burgtheaters, immer ein höchst gespanntes. Bekanntlich hatte auch Laube über das Frankfurter Parlament und seine Leute in einer Weise geschrieben, welche dem Vater tendenziös erscheinen muſste. Wenn ich mit meinem Vater als kleiner Kerl auf der Bastei spazieren gieng, begegneten wir oft dem merkwürdigen Manne mit dem „zausigen" Barte, eingehüllt in den weiten faltigen Rock. Mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke seines Gesichtes gieng mein Vater an ihm vorüber und, wie um seinem Ingrimm Luft zu machen, schilderte er ihn mir dann als „schlecht" und als einen Wütherich, so daſs sich mir in meinem kindlichen Gemüthe die Vorstellung von einem Menschen, den man meiden müsse, mit dem Bilde Heinrich Laubes verband. Nach des Vaters Tode lernte ich Laube als Director des Wiener Stadttheaters persönlich kennen und sprach mich mit ihm sehr gut.

———

In Ischl.

Auf der Esplanade und auf den Promenaden von Ischl lernten wir viele bekannte Persönlichkeiten näher kennen. Eduard von Bauernfeld, in der vormärzlichen Zeit einst Zimmerherr bei unserer Tante im Bürgerspital in Wien, war ab und zu unser Gast bei Tisch. Ich erinnere mich eines Gespräches desselben mit meiner Tante, welches so recht die geistreiche und liebenswürdige Oberflächlichkeit Bauernfelds spiegelt. „Sie kommen immer wieder gern nach Ischl!“ begrüßte ihn die Tante. „Ja, ich bin schon viel gereist, habe gesehen, daß die Menschen überall gleich sind und daß auch die Natur keine große Abwechselung bietet und so bin ich am liebsten hier.“ Seltener sahen wir den Freiherrn von Winterstein. Der Vater machte über ihn folgenden losen Witz: „Schon lange sitzt der Kuranda hinter ihm im niederösterreichischen Landtag und spuckt ihm auf die Glatze und doch will nichts wachsen.“ Der Vater Kuranda mit seinen Söhnen war auch ständiger Gast in Ischl. In seiner Gegenwart gaben wir einst unserer Begeisterung für ein schönes Gebirge in schwärmerischen Worten Ausdruck. „Ich begreife nicht, was ihr da an der Natur findet, mich interessieren nur die Menschen,“ belehrte er uns in fast scheltenden Worten. Der lebendige Sinn für die Natur kam ihm beinahe unheimlich vor. Öfter sprach der Vater auf der Esplanade mit dem alten Musiker Leschetitzky, dessen Stolz auf seinen Sohn Theodor keine Grenzen kannte. Der alte Dreher aus Klein-Schwechat erzählte wieder von den großen Bergtouren, die er mit seinem Sohne machte. Dieser Sohn war

mir deshalb ein Gegenstand des Neides. Der Advocat Dr. Severin Brezina, auch ein treuer Ischler, hatte zwei Söhne. Den älteren, Severin, nannte ich als Kind „Schelmerich“. Er endete in Wien später in tragischer Weise durch Selbstmord. Bevor er die grausige That vollzog, machte er regelrechte Abschiedsvisiten. Der jüngere, Aristides oder „Aristi“, wie er kurz genannt wurde, war zeitweilig unser Spielkamerad. Das war ein wilder ungeberdiger Bursche, der jeden anderen Knaben sofort attaquierte. Zwischen uns und ihm gab es heftige Keilereien und Prügeleien. Er widmete sich später der Mineralogie und Paläontologie. Gegenwärtig ist er im geistigen und politischen Leben Wiens hervorragend thätig, aber wieder nicht auf meiner Seite. Zuzeiten begegnete uns auf unseren Spaziergängen ein alter Wiener Advocat, Dr. Kleveta, der in seinem böhmisch-deutschen Dialecte mit dem Vater lange Gespräche führte. Seine Redeweise und Betonung theilweise imitierend, verbrach ich eines Tages folgenden schauerlichen Hexameter: „Kleveta passierté unsér Haus schon mehrerémal“. Der bessere Pentameter, den mein Vater schlagfertig im Augenblicke dazu improvisierte, charakterisiert so sehr die Neigung meines Vaters, einen Menschen selbst im Scherze stets auf seinen geistigen Gehalt zu taxieren, dass ich aus diesem Grunde das lächerliche Distichon hier anführen zu dürfen glaubte. Der Pentameter lautete nämlich: „Was er sich aber gedacht, willst Du es wissen, frag ihn!“ Auf der Ischler Esplanade war es auch, wo ich Dr. von Mühlfeld kennen lernte. Man hielt ihn mit seinem Napoleonkopf bekanntlich oft für einen Sohn Napoleons I. Er und mein Vater verschmähten die Gesellschaft „interessanter Damen“ nicht und damals war es die Gattin eines bekannten Wiener Spediteurs, welche mit ihrem Anhange den Mittelpunkt der „Gesellschaft“ bildete und die beiden gefeierten Männer in ihren Kreis gezogen hatte. Ich konnte deshalb mit meinem Vater nicht so viel und unbehindert wie sonst verkehren und empfand es überdies bitter, dass ich mich dabei in einer Stellung befand, welche mir der Wichtigkeit

und Bedeutung keineswegs zu entsprechen schien, die ich mir schon damals beizulegen geneigt war. Ein junger Knirps von elf bis zwölf Jahren ist um einen Entschluss niemals verlegen, er ahmt und zwitschert nach, „wie die Alten sungen," und ist ein größerer Komödiant, als die ernstesten Männer. Auch ich wollte in der „Gesellschaft" mich bewegen und gleich den beiden Herren auf der Esplanade mit geputzten Damen promenieren. Ich hatte es bald satt. Eine gewaltigere Macht hatte es mir angethan: Die Liebe zur Einsamkeit auf den Bergen droben, „wo sich die Wolken färben im Morgensonnenschein", wo der Adler horstet auf rauher Felsenzinne, König der schweigenden Wildnis, wo die wundervolle Gentiane, die blaue stengellose, herrlich blüht, wenn auch ohne Duft, auf grünender Alpenmatte.

Die elegante Spediteursgattin und ihre Schwestern waren nicht die einzigen auffallenden Erscheinungen im damaligen Ischl. Die Frau eines Hof-Zimmermeisters aus Wien war eine imposante Rivalin. Ihr Gemahl mit seinem kohlschwarzen Schnurr- und Knebelbärtchen und den erstaunten Augen war derart „bildschön", dass man ihn allgemein den „Sfis" nannte.

Ischl war die Stätte, wo mein Vater eine Menge lustiger Geschichten theils erlebte, theils erfand. Seine Abende verbrachte er eine Zeitlang in einem Separatzimmer des Gasthofes „zur Post" in Gesellschaft der Familie des Hôteliers und einiger „Honoratioren" des Ortes. Der alte Postmeister Koch war übrigens ein gelungener Mann, der unter Umständen einen allerdings trockenen, aber dennoch prickelnden Humor zu entwickeln wusste. Ein bekannter Pianist, Charles Mayer, in Wien als Lebemann bekannt, war im Hôtel „Post" einlogiert und hatte sich über irgendein Vorkommnis beklagt. Wäre dieselbe Beschwerde von einem Cavalier oder Millionär vorgetragen worden, gewiss würde sie der Postmeister für begründet erachtet haben. So aber machte er seiner Entrüstung in dem Ausrufe Luft: „So a Clavierpemperer!" Ein anderesmal wollte mein Vater

Zeuge gewesen sein, wie einige Herren einen Ausflug nach dem Hallstättersee verabredeten und einer von ihnen besonders unternehmungslustig dazu den Vorschlag machte: „Da könnten wir auch gleich den Gosau besteigen!" (Bekanntlich ist die Gosau ein Thal.)

Eine vielgereiste Dame, welche den Ocean durchquert hatte, bestieg mit einem Onkel eines Abends das bekannte „Laufener Schifferl", welches die Cafégäste auf der reißenden Traun in einer Viertelstunde von Laufen nach Ischl brachte. „Was ist das für ihr? Das is nur a' Nussschal'n für ihr!" Mit diesen Worten lenkte der Onkel selbstgefällig die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf die junge Dame. Auf dem Schifflein befand sich aber noch eine Dame namens Kuh, welche wegen ihrer auffallenden Hüte allgemein bekannt war. Sie empfand das Bedürfnis, allen Passagieren vernehmlich ihrer häuslichen Tugenden zu gedenken, wie sie des frühen Morgens höchst eigenhändig den Besen führe, den Staub beseitige u. s. w. „Aber von elf Uhr an bin ich wieder die Kuh mit der Feder!"

Ein häufiger Gast in Ischl war auch jener Herr, welchen mein Vater den „berühmten Onkel" nannte. Er war ohne Zweifel ein vielseitig gebildeter, strebsamer und durch und durch ehrenhafter Mann. Nur litt er an einem unersättlichen Ehrgeiz und den damit zusammenhängenden Schwächen. Theoretiker und Praktiker auf den verschiedensten Gebieten, schrieb er sehr oft Broschüren und war ein Freund von sensationellen „Affairen", als welche allerdings mitunter minder interessante oder pikante Zänkereien herhalten mussten. Dieser keineswegs unbedeutende Mann musste bei seinen augenfälligen Schwächen nothwendig die Zielscheibe des Witzes seiner Freunde, besonders meines Vaters bilden. In der damals noch weniger civilisierten Umgebung von Ischl befand sich nächst einem Hause eine Tafel mit der Aufschrift „Zum Sagenrichter". Mein Vater erwähnte das vor einigen Bekannten, unter welchen sich auch der strebende junge Mann befand, und meinte scherzhaft, dass man es

hier unzweifelhaft mit einem hochinteressanten Rechtsalterthum zu thun habe, indem in jenem Hause noch der Mann zu finden sei, der nach alten Sagen Recht spreche. Unser junger Gelehrter, auf welchen der Scherz gemünzt war, nahm die Sache bitter ernst, machte Studien und stellte Nachforschungen an, bis er entdeckte, dass der geheimnisvolle „Sagenrichter“ in der That eine höchst subtile Arbeit zu verrichten hatte: Alte Sagen (Sägen) auszubessern und zu schärfen.

Einige Jahre nach dem Tode meines Vaters gieng der sehnlichste Wunsch des Mannes in Erfüllung: er wurde in den Reichsrath gewählt. Da suchte er denn, wie schon bei früheren Gelegenheiten, vielleicht mehr uns als anderen bemerkbar, die Alluren unseres Vaters selbst in seinem äußeren Auftreten anzunehmen und eine prononcierte Rolle im Parlamente zu spielen. Indem er dem Ministerpräsidenten Grafen Taaffe jahrelang die heftigste, von diesem indessen wenig gefürchtete Opposition machte, scheint er übersehen zu haben, dass es im Grunde zugleich die Ideen seines großen Vorbildes Berger waren, welche er so bitter bekämpfte. Der merkwürdige Mann, welcher übrigens wie so viele andere mir selbst die Freundschaft gekündigt hatte, war ein unglücklicher, unbefriedigter, sich verzehrender Mensch. Verlassen, vereinsamt und wohl auch geistig zerrüttet, fand er in bekannter Weise seinen Tod.

Seine Schwester, eine sehr gebildete Frau, hielt in Ischl wie in Wien ein offenes Haus und cultivierte jene Art von „Gesellschaft“, welche wir scherzweise „Geistkreise“ und deren berufsmäßige Frequentanten wir „Theeherren“ nannten. Diese trugen das Haar meist länger als gewöhnliche Menschen, tranken wenig oder kein Bier, mussten durch irgend etwas gekennzeichnet und als „geistreich“ legitimiert sein. Ohne diese Legitimation liefen auch glänzend begabte Persönlichkeiten Gefahr, zu den Leuten gezählt zu werden, „mit denen man nicht verkehren kann.“ Wir losen Spötter ahnten noch nicht, welches Bedürfnis geistig hervorragende

Menschen empfinden, für Augenblicke das Überkleid der äußeren Stellung abzuwerfen und gleichsam im socialen Negligé die geistigen Kräfte unbehindert durch den Zwang der Rücksichten spielen zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, dabei das bischen Eitelkeit befriedigt zu finden, an welcher wir ja sammt und sonders laborieren.

Während eines Sommers, im Jahre 1860, war der Eisenbahnbauunternehmer Matthias Ritter von Schönerer mit seiner Familie unsere Nachbarschaft. Wir wohnten in dem Stadlmann'schen, die „Schönererischen" in dem daneben liegenden Ramsauer'schen Hause an der Esplanade. Mein Vater sprach oft mit dem alten Schönerer und erzählte der Tante über ihn allerlei Dinge, deren ich mich nicht mehr entsinnen kann, die aber jedenfalls auf die Erwerbung seines großen Vermögens Bezug hatten. Ich kokettierte, zehn Jahre alt, mit der jüngsten Tochter Xandi, die auch noch ein Kind war. Endlich fand ich Gelegenheit, ihr eine Gefälligkeit zu erweisen. Ihr Hündchen „Tschenterl" war von ihrer Terrasse aus auf das Dach unseres Holzschupfens gerathen und sie vermochte seiner nicht mehr habhaft zu werden. Ich stieg auf das niedere Dach und reichte den Hund verlegen der künftigen Directrice des Theaters an der Wien. Eines Abends feierte man auf der Schönerer'schen Terrasse die Ankunft eines jungen Studiosus. Hätte ich eine Ahnung gehabt, dass es aller Wahrscheinlichkeit nach „Georg Schönerer" war, ich hätte mir den Burschen etwas genauer angesehen.

Nach der Sistierung der Verfassung gaben sich bekanntlich einige gewesene Reichsrathsabgeordnete in Aussee ein Rendez-vous zu einer Besprechung der innerpolitischen Lage. Es war dies die bekannte Ausseer-Zusammenkunft, auf welcher man sich für einen gemäßigten Dualismus aussprach. Mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse glaubten die Herren der Sache den Charakter eines gemüthlichen Ausfluges geben und alle hinsichtlich ihrer Discretion nicht unbedingt verlässlich scheinenden Elemente ausschließen zu

sollen. Sogar Kuranda fand wegen seines journalistischen Berufes keine Gnade bei den vorsichtigen Veranstaltern des **meeting** und war bitterböse, als er erst, während der Ausflug stattfand, nachträglich in Ischl von demselben erfuhr. Er stürzte zu uns, interpellierte die Tante und uns in empfindlichster Weise und brachte uns in die peinlichste Verlegenheit. Schindler war auf der Reise nach Aussee zunächst zu unserem Vater nach Ischl auf Besuch gekommen. Von dem Nachtquartier in einem Hôtel abgesehen, war er im übrigen mehrere Tage hindurch unser Gast. Eines Morgens klagte er der Tante, dass er nachts furchtbare Magenkrämpfe bekommen habe. „Ich leide sehr oft daran und das wird auch einmal mein Ende sein," beschwichtigte er die Tante, welche schon fürchtete, dass er sich bei uns verdorben haben könnte. Nachdem er fort war, meinte die Tante: „Der kann wirklich einmal an so etwas zugrund gehen, den er hat einen so eigenthümlich geformten Unterleib, wie ich noch nie einen gesehen habe." Trotz aller Verschwiegenheit war aber die geplante Conferenz noch vor ihrer Abhaltung in Wien bekannt geworden und die „Neue Freie Presse" sandte einen Berichterstatter in der Person des Journalisten und späteren Reichsrathsabgeordneten Neuwirt. Als dieser in Ischl erschien, sagte Brestel zu meinem Vater: „Es ist recht fatal, dass er da ist, weil er aber schon von der Sache weiß, ist es besser, man lässt ihn mitgehen." So sehen politische Actionen von der Rückseite aus. Selbstverständlich kam alles in die Zeitung. Bei einer anderen Gelegenheit mussten wir einen dem Vater überflüssig scheinenden Journalisten auf einen hohen Berg bringen.

Unser Vater hielt sehr viel darauf, dass der Clavierunterricht, welchen wir in Wien von Herrn Rufinatscha empfiengen, in den Sommerferien keine Unterbrechung erfuhr. Ein Ischler Hausherr und gewesener Messerschmied ertheilte uns denselben. Auch er war ein urwüchsiges Original, allerdings ganz anderer Art, als unser „Rufi". Er war auch ein guter Wetterprophet und die Begründung seiner

Prognosen classisch: „Jetzt wird's schön werden, es sein sehr viele Barometer g'stiegen!"

Mehrere Jahre hindurch bewohnten wir in Ischl ein und dasselbe Haus. Der Brauereibesitzer Maximilian Pott, unser Hausherr, in Ischl allgemein der „Podenbräu" genannt, ein wohlgerundeter fröhlicher Mann mit zusammengekniffenen schlauen Äuglein, war nicht wenig stolz darauf, den gefeierten Redner und Abgeordneten als Sommergast in seinem Hause in der damaligen Färbergasse zu wissen. Und da er seine Bildung und Belesenheit gern leuchten ließ, pflegte er meinem Vater zu sagen: „Ich stelle mir immer vor, Herr Doctor Berger sind der Cicero und meine Villa ist Ihr Tusculanum!" Nur wenige Schritte von der Villa entfernt stand ein zugehöriges Nebengebäude. Man konnte das Dach des letzteren vom Garten aus nicht sehen. Ich oder mein Bruder warfen von ungefähr einmal einen Stein in die Höhe, er fiel auf das Dach und dann kollerte eine größere Anzahl Steine herunter. Wir kleinen Buben konnten uns das merkwürdige Phänomen nicht erklären, wieso denn mehr Steine herabkamen, als wir hinauf geworfen hatten. Das war einmal ein hochinteressantes Spiel und wir setzten es munter fort, bis wir es satt hatten. Am nächsten Tage bei Tisch bemerkte mein Vater zur Tante: „Dieser Pott, unser Hausherr, ist doch ein nachlässiger Mensch, das Dach des Nebengebäudes ist ganz schadhaft und er läßt es nicht richten." Da gieng uns ein Licht auf und eisig überlief es uns. Verlegene Blicke zwischen mir und Alfred wurden gewechselt, dann folgte ein schüchternes Geständnis, eine finstere Miene des Vaters, aber er konnte im nächsten Augenblicke schon das Lachen nicht zurückhalten und gab so selbst das Zeichen zu einem Ausbruche allgemeiner Heiterkeit. Der Vater ließ den Dachdecker kommen und der Schaden wurde ausgebessert. Neben dem Häuschen war uns stets ein Platz zur Gartenarbeit angewiesen. Dort hatten wir einen großen Bottich eingegraben und mit Wasser gefüllt. Lange Holzstücke, in deren gespal-

tenes Ende wir Steine klemmten, damit sie im Wasser senkrecht schwammen, mussten die Stelle der Badenden vertreten und Kopfsprünge machen, während wir dazu die Ausrufe und Bemerkungen laut werden ließen, die man in jeder Schwimmschule zu hören bekommt. Auch Schwimmunterricht wurde ertheilt. „D' Füß' z'sammschlagen, dass d' Fersen scheppern und an Buckel machen, wie d' Katz', bald's falsch wird," war die erste Anleitung, die wir nach dem Vorbilde des Ischler Schwimmeisters gaben. Neben dem Bassin hatten wir unsere Gartenbeete bestellt. Alfred hatte in der Gemischtwarenhandlung des Herrn Gottwald „Sauerkrautsamen" gekauft und angebaut.

In Reichenhall und Gmunden.

Mein Vater pflegte zuweilen eine Reise in die Schweiz zu machen und wenn sich die Gelegenheit ergab, ein kleines, im vorhinein genau begrenztes Sümmchen auf der Roulette aufs Spiel zu setzen. Von einer solchen Reise zurückgekehrt, erzählte er uns einst, dass er auf die Nummer 16 — er war nämlich am 16. September 1816 geboren und hatte am 16. Mai seinen Namenstag — mit einem kleinen Einsatze einen Betrag gewonnen hätte, welcher die Kosten der ganzen Reise deckte. Für uns hatten aber diese Schweizer Reisen etwas Unbehagliches, weil der Vater dort Erziehungshäuser sah, welche er für mustergiltig hielt, und heimgekehrt die Lust verrieth, uns einem solchen anzuvertrauen. Was wäre da aus uns geworden? Zwar konnten wir aus Erfahrung wissen, dass bei uns immer mehr Pläne gemacht als ausgeführt wurden, allein einmal blieb ich dennoch ein ganzes Jahr hindurch in heimlicher Angst, mit Alfred bei einem Herrn Rödiger, ich glaube in der Nähe von Genf, untergebracht zu werden, weil diese Idee bereits allzu bestimmte Formen angenommen hatte. Sein Gesundheitszustand nöthigte später den Vater, diese Reisen einzustellen.

Im Jahre 1867 wurde dem Vater der Gebrauch einer Molkencur in Rožnau in Mähren verordnet. Seine Abneigung, dorthin sich zu begeben, war aber eine derart tiefe, dass er bei seinem Arzte eine Umwandlung in eine Cur in Reichenhall durchsetzte. Dort verbrachten wir denn auch alle zusammen die freien Monate der Sommer 1867 und 1868. Gleich bei der ersten Visite, welche der dortige Badearzt

Dr. Gehböck uns machte, lieferte unser Vater diesem kleinen runden behäbigen Baier eine köstliche Probe seines schneidenden Witzes. Dem von uns bewohnten Hause gegenüber hatte nämlich ein anderer Badearzt seine Villa. Er trug einen weltberühmten Namen als der Sohn eines Mannes, der auf dem Gebiete der Chemie als Gelehrter sowohl wie als Geschäftsmann außerordentliche Erfolge errungen hatte. Auf die Frage meines Vaters: „Ist dieser Mann ebenso begabt, wie sein Vater?" antwortete unser Arzt: „Das glaube ich wohl nicht." „Also nur sein Fleischextract," fügte der Vater lächelnd bei. Hier in dem Badeorte sahen wir den schon erwähnten Herzog De la Rocca wieder. Seine ständige Begleiterin war eine bekannte Schauspielerin und Operettensängerin des Karltheaters. Mein Vater nannte ihn jetzt den „Duc de la Grobecker".

In Reichenhall verkehrten wir unter anderen mit dem Generalconsul Dr. Ritter von Scherzer und dessen Gattin. Als Weltreisendem brachte ihm mein Vater großes Interesse entgegen. Einmal wurde ein gemeinschaftlicher Ausflug nach Berchtesgaden und dem Königsee gemacht. Auf dem dunklen Wasserspiegel in dem Kahne sitzend, sprachen die Herren über dies und das und frischten alte Erinnerungen auf, denn sie kannten sich sehr lange. Vielleicht glaubte Dr. von Scherzer meinem Vater eine besondere Freude zu bereiten durch die Frage: „Hören Sie nichts von Goldmark, Füster und Violand?" Mein Vater wich betreten zurück, denn er hatte mit diesen Herren in Amerika auch nicht den geringsten Verkehr und sein „Nein" erfolgte in einem Tone, daß die Conversation sich sofort wieder den großen Reisen zuwandte, welche Scherzer gemacht hatte. Im Verlaufe des Gespräches äußerte mein Vater den Wunsch, einen originaljapanesischen Gegenstand zu besitzen. Nach ein paar Jahren traf eine kleine, aber kostbare Vase von Dr. von Scherzer aus Japan bei uns ein, begleitet von einer Visitkarte, deren freundliche Zeilen an jenes Gespräch auf dem Königsee erinnerten. Die Frage des Dr. von Scherzer hatte aber

zu Hause noch ein komisches Nachspiel. Unsere Tante, sonst wohl bewandert in den Ereignissen des Jahres 1848, sagte zum Vater: „An Füster und Goldmark erinnere ich mich wohl, aber wer war denn der Violand?“ „An den müssen Sie sich erinnern,“ suchte der Vater dem Gedächtnisse der Tante nachzuhelfen, „der Violand war der mit dem rothen Regenschirm!“ Bald nachdem das Bürgerministerium ins Amt getreten war, meldete sich bekanntlich Goldmark und erwirkte durch Giskra die Wiederaufnahme seines Processes wegen angeblicher Mitschuld an der Ermordung des Kriegsministers Grafen Latour. Das gerichtliche Verfahren wurde mangels eines Thatbestandes in kurzem eingestellt. Nicht lange darauf erschienen die ersten Bände von Freiherrn von Helferts epochalem Werke über die Ereignisse des Jahres 1848. Ich führe die Worte hier an, mit welchen mir mein Vater die Lectüre desselben empfahl: „Ich muss zwar den Freiherrn von Helfert als einen Gegner betrachten, aber seine Darstellung enthält sehr viel Wahres.“ Mein Vater ist von seinen sogenannten Freunden niemals in gleicher Weise objectiv beurtheilt worden, wenn er sich die Freiheit nahm, anderer Meinung zu sein als sie.

In den letzten zwei Sommern seines Lebens weilten wir mit dem Vater in Gmunden. Sein Gesundheitszustand hatte sich bereits hoffnungslos gestaltet, aber unberührt von seinen Leiden blieb seine nicht ersterbende Wissbegierde, sein nimmer erlahmender Fleiß. Die erwähnte Dame aus den „Geistkreisen“ fragte ihn brieflich, ob er denn hier auf dem Lande und bei seiner Taubheit keine Langweile leide? Mein Vater antwortete ihr, er sei umgeben von zahlreichen Freunden, welche ihm viele Zerstreuung und Anregung gewähren, „obschon sie sich sämmtlich in sehr gebundener und gedrückter Stellung befinden“. Trotz dieses unverwüstlichen Humors stimmte ihn das zunehmende Leiden dennoch zuweilen sehr bitter. So wollte dieselbe Dame meinen eben wieder sehr leidenden Vater nach seiner Rückkehr nach Wien besuchen und sprechen. Sie konnte die Gewährung ihres Wunsches

nicht erlangen. Sie wandte sich an mich um meine Vermittlung. Ich that bei meinem Vater, was in meiner Macht stand, doch ich konnte nichts ausrichten. „Das ist nicht wirkliche Theilnahme, sondern gesellschaftliche Neugierde, um abends im Salon davon sprechen zu können," ließ sich mein Vater vernehmen, wobei ich einen von ihm gebrauchten starken Ausdruck gemildert habe.

In dem vorletzten Sommer in Gmunden im Jahre 1869 konnte mein Vater noch mäßige Spaziergänge machen. Leider wurde seine Erholung und Stimmung beeinträchtigt durch eine schwere Erkrankung meines Bruders, welche uns große Sorgen bereitete. Zu Hause war es höchst ungemüthlich, ich und der Vater verbrachten die meisten Stunden außerhalb desselben, doch zogen wir fortwährend Erkundigungen ein. Was ich nunmehr erzählen werde, sind die letzten heiteren Scenen, die ich mit meinem Vater erlebte.

Während Alfred am Typhus darniederlag, speiste der Vater mit mir regelmäßig im Hôtel „belle vue" an der Esplanade, welches damals dem bekannten Restaurateur August Bracher gehörte. Meines Vaters Taubheit war schon so sehr vorgeschritten, dass der Verkehr mit ihm nur auf schriftlichem Wege möglich war. Wie bei den meisten Tauben schärfte sich mit abnehmendem Gehöre auch bei ihm die Beobachtungsgabe und auch das den Tauben eigene Misstrauen gab sich bei ihm schon zu erkennen. Der taube, noch active Minister und sein Sohn waren ohne Zweifel ein auffallendes Paar, aber mehr noch, als es thatsächlich der Fall war, wähnte mein Vater sich von den übrigen Gästen beobachtet und besprochen. „Mir scheint, die an dem Ecktisch dort beschäftigen sich mit uns und was hast Du immer nach dem anderen Tisch drüben zu sehen? Mir scheint, das schwarzlockige Judenmädel gefällt Dir? Mir gefällt es auch, aber schau' Dir die ekelhafte Alte neben ihr an, offenbar die Mutter, nach zwanzig Jahren sieht die Junge gerade so aus wie die — nun hoffentlich wirst Du jetzt curiert sein!" Am folgenden Tag wieder dieselbe Situation: „Aha,

die Rachel!" So nannte sie mein Vater und er belustigte sich daran, mich zu „papierln". Da nähert sich der kleine feiste Poet Eduard Mauthner unserem Tisch, setzt sich zu uns und will mit dem Vater ein Gespräch anfangen. Es geht nicht, denn der Vater hört nichts. Rasch bedeute ich dem Gaste, dass man dem Vater alles aufschreiben müsse. Mauthner kam jederzeit von einer Theaterdame und so schrieb er dem Vater ohne Zweifel auf, dass er der ungarischen Schauspielerin Frau Lila Buljofsky soeben einen Besuch abgestattet habe. Mein Vater vermied bei seinem Zustande neue Bekanntschaften. Statt seiner wurde ich auf der Esplanade oder im Casino der Schauspielerin vorgestellt, die mich herzlich gleichgiltig ließ. Das schriftliche Gespräch zwischen Mauthner und meinem Vater kam bald ins Stocken. Der Dichter suchte nach einem wirksamen, womöglich für ihn schmeichelhaften Abschlusse und schrieb: „Einem reichen Juden, der seiner Frau nach guten Geschäften glänzende Geschenke zu machen pflegt, schrieb ich unlängst folgende Verse ins Stammbuch:

Wenn in der Strauchgass' bei den Juden
Ihm ein genialer Coup geglückt,
Das Schönste kauft er in den Buden,
Womit er seine Liebe schmückt."

Für den Nachmittag erhielt ich die Erlaubnis, eine Fahrt mit dem Dampfschiff über den Traunsee zu machen. Mit dem Sohne eines Ministers wird man immer leicht bekannt. So lernte ich denn auf dem Schiff gleich einen höchst liebenswürdigen Ingenieur kennen, der gegenwärtig in den musikalischen Kreisen Wiens sehr bekannt ist und eine hervorragende Stellung bekleidet. Wenn ich nicht sehr irre, fuhr er wegen eines Concertes nach Ischl, jedenfalls aber kamen wir auf die Musik zu sprechen. Ekelhaft vorlaut, wie ich damals war, und beeinflusst von meinem Lehrer Rufinatscha, gab ich mich sogleich als Gegner Richard Wagners zu erkennen, ohne zu ahnen, dass ich einen Wagnerianer reinsten Wassers vor mir hatte. Er hörte

mich ruhig an und erklärte mir dann: „Ich zweifle nicht, dass der Stab, den man heute über Wagner bricht, dereinst noch grünen wird.“

Mein Vater verkehrte in Gmunden auch noch mit dem Dichter Alfred Meißner, dem Schriftsteller Michael Klapp und dem Hofschauspieler La Roche, ohne dass ich hierüber Besonderes zu berichten wüsste. Ein alter Junggeselle, welchen wir hier antrafen und sprachen, ist mir dadurch in Erinnerung geblieben, dass er Lomm hieß und mein Vater ihn deshalb den „Menschen“ (l'homme) nannte.

Sohn seines Vaters.

Ein hervorragender Vater verleiht dem Sohne an und für sich schon ein gewisses „lustre“, bis zu einem gewissen Grade zehrt der Sohn von dem väterlichen Ruhme, und wenn der Vater überdies eine geistig markante Persönlichkeit ist, wird der Sohn infolge unwillkürlicher Nachahmung leicht etwas von der geistigen Äußerlichkeit des Vaters zur Schau tragen, auch wenn es ihm an der entsprechenden Innerlichkeit überhaupt oder noch gebricht. So wird dann von einem „Sohne seines Vaters“ in verächtlichem Sinne geredet und wenn der Sohn es so weit treibt, seine eigene Unbedeutendheit oder Nichtswürdigkeit durch den Glanz der väterlichen Persönlichkeit verdecken oder beschönigen zu wollen, oder gar sich etwas herausnimmt, nur weil er der Sohn seines Vaters ist, kommt das bekannte „heroum filii nequam“ zu voller Berechtigung. Der Sarkasmus, die Ironie, die beißende Schärfe meines Vaters haben förmlich Schule gemacht und wir Söhne waren im Grunde lange Zeit geneigt, die Art unseres Vaters einfachhin für die Art zu halten, „wie man sich benimmt“ und zu benehmen hat. Ohne jede Absichtlichkeit haben wir etwas von seinem Wesen durch unwillkürliche Nachahmung angenommen. Die Folgen für uns waren keineswegs immer angenehme. Oft bin ich im geselligen Verkehre mit Freunden oder älteren Leuten ohne jede Beleidigungsabsicht infolge eines „kaustischen“ Wortes angestoßen und mußte mir förmliche Zurechtweisungen gefallen lassen. Besonders nach dem Tode des Vaters gab man mir hie und da nicht ohne Bosheit deutlich zu verstehen,

dass ich nicht den geringsten Grund hätte, mich für irgendetwas anderes zu halten, als für den unverdient gut situierten Sohn eines beliebigen Menschen. Dennoch ist die Welt gegenüber so einem „Sohne“ immer in einer gewissen Verlegenheit. Besonders gewissen Angriffen ausgesetzte Persönlichkeiten fühlen das Bedürfnis, die vermutheten Urtheile verstorbener berühmter Väter über sie bei den Söhnen zu rectificieren. Ein typischer Fall hierfür ist mir das Verhalten Alexander Schindlers nach des Vaters Tode. Die Angelegenheiten gewisser Eisenbahnen, besonders der Lemberg-Czernowitzer Bahn, und der Werndl'schen Waffenfabrik in Steyr, hatten meinen Vater häufig zu herben Äußerungen über seine politischen Freunde veranlasst. Wenn ich einer mehrere Jahre nach des Vaters Tode von Dr. Jaques mir gegenüber gemachten Mittheilung glauben darf, hätte R. v. Ofenheim sich an meinen Vater selbst einst mit einem Anliegen gewendet, welches sich für den Vater sehr lucrativ gestaltet hätte, wenn es von ihm nicht als unverträglich mit der Stellung eines Abgeordneten abgewiesen worden wäre. Schindler suchte nun uns gegenüber in einem ganz anderen und günstigen Lichte zu erscheinen. Er nannte gewisse Gewinne „einen Tribut, der dem Genie gezollt werden müsse“, und erklärte uns, dass „wir“ — damit meinte er sich und Genossen — „unser Vermögen in Syndicaten riskiert“ hätten. Dann aber regte sich wieder der Schalk in seiner Brust und als wir ihm während des Processes Ofenheim im Künstlerhause begegneten, zeigte er uns ein Bild und sagte: „Seht, dieses Bild möchte ich mir kaufen, wenn es mir nicht schlecht gienge, seit der verbrecherische Gelderwerb verboten wird.“ Und trotz allem besaß dieser geistvolle Cyniker, der meinem Vater einmal erzählte, wie er eines schönen Morgens die Entdeckung gemacht habe, dass eine vor seinem Hause stehende Equipage sein eigen sei und dem mein Vater ironisch ins Gesicht sagen konnte: „Dein Notariat muss wieder gut gegangen sein,“ ein warmes, tief empfindendes Gemüth. Den Tod

seiner jüngeren Tochter hat er niemals verschmerzt. In dem Arbeitszimmer seiner Wohnung im Mölkerhof in Wien zeigte er uns tief ergriffen die Photographie des von Künstlerhand geschaffenen, mit dem plastischen Bildnisse der geliebten Tochter gezierten Denkmals über der Familiengruft auf dem stimmungsvollen kleinen Friedhofe von Aigen bei Salzburg, wo auch er einstens zu ruhen hoffte und auch ruht. „Dort werden wir uns wälzen," waren seine wehmüthigen, aber doch noch von einem Hauche des Schalkes angewehten Worte.

Schindler war bekanntlich Eigenthümer des Schlosses Leopoldskron bei Salzburg. Als im Jahre 1867 Napoleon III. die Stadt berührte, gelang es Schindler unter Benützung seiner Ähnlichkeit mit dem Kaiser der Franzosen längere persönliche Zusammenkünfte mit diesem Monarchen herbeizuführen, welche damals viel Aufsehen erregten. Mein Vater nahm niemals ein Blatt vor den Mund und tadelte Schindlers Vorgehen in kräftigen Ausdrücken. Schindler aber blieb zeitlebens stolz auf diese Entrevue, die „wir", nämlich er und Napoleon III., miteinander gehabt hatten. Einen mit dessen späteren Geschicken in eigenthümlicher Beziehung stehenden Ausspruch dieses Herrschers hat mir Schindler selbst erzählt: „Die Völker lassen sich heutzutage nur so regieren, dass sie selbst dabei ihre Rechnung finden."

Als ich Alexander Schindler, den geistreichen Mann, zum letztenmale wenige Monate vor seinem Tode sah und sprach, schien alles Schneidige an ihm stumpf geworden zu sein. Er war zum Kinde geworden und klagte wie ein Kind.

Alles in allem genommen, kümmerte man sich nach des Vaters Tode ernstlich nicht viel um uns beide. Berathen wurden wir zwar von jedermann, aber auch von den meisten verlassen, für nichts geachtet als für „die Söhne", bis wir, preisgegeben den wechselnden Wellen des Lebens, endlich beide das wurden, was wir geworden sind.

Meine Berufswahl.

Wenn die Redensarten von einem „verfehlten Beruf" oder gar von einem „verfehlten Leben" einen Sinn hätten, würde ich vielleicht Ähnliches von mir behaupten. Als Zugehör und Hauptgegenstand der Sorge eines der hervorragendsten Männer mich fühlend, oft sogar von ihm beschmeichelt, der mir unablässig vorhielt, dass aus mir „etwas werden" müsse, stand es für mich von Anfang an fest, dass ich, wenn ich es nicht etwa heimlich schon sei, ganz gewiss einmal „berühmt" werden müsse. Meines Vaters Sohn sein und nicht etwas von „Größenwahn" in sich haben, war einfach unmöglich. Ich machte aus dieser Gesinnung nie ein Hehl und mochte einst der Tante gegenüber meine zukünftige Berühmtheit allzuhoch escomptiert haben, denn ich fühle noch den Stich, den es mir gab, als sie meinte: „Ihr," nämlich ich und Alfred, „könnt vielleicht ganz gescheite Leute werden, aber so weit wie euer Vater werdet ihr es wahrscheinlich nicht bringen." Obschon sich über den pädagogischen Wert dieser Äußerung streiten ließe, hatte ich doch das bestimmte Gefühl, an der empfindlichsten Stelle verwundet worden zu sein. Mit Thränen in den Augen lief ich zum Vater und dieser tröstete mich nach erkundeter Ursache meines Schmerzes mit den Worten: „Ihr werdet auch so werden, wie ich!" Er war ein sehr guter Vater und empfand die Schmerzen der Kinder stets so, als wenn er sie selbst verschuldet hätte. Sein liebevolles Trosteswort dürfte von den meisten Pädagogen beanständet werden. Mir schadeten solche Reden insoferne, als ich darin

bestärkt wurde, mich zwar ohne Hochmuth, aber doch von Haus aus für etwas anderes zu halten, als die übrigen Leute und mich als nicht zu ihnen gehörig zu betrachten. Eine angeborene Neigung zur Einsamkeit hat die Wirkung vollständig gemacht, dass ich geselligen Freuden eigentlich niemals auf den Geschmack gekommen bin. „Der Willi will!" war einer der ersten Sätze, die ich als kleiner Kerl aussprach; er war der naive Ausdruck der tüchtigen Dosis Eigensinn, die ich zu meinem und zum Ärger anderer durchs Leben schleppe.

So sonderbar ausgerüstet lebte ich der Berufsentscheidung entgegen. Ich wollte „berühmter" Professor der Physik an einer hervorragenden Hochschule werden. An dem Tage vor meiner Meldung an der Wiener Universität sprach ich mit meinem Vater wieder über diese Sache. Uns beiden schienen allerhand Bedenken aufzusteigen und die beiläufig hingeworfene Äußerung meines Vaters: „So werd' Jurist!" machte meinem Schwanken ein mir willkommenes Ende. Ich hatte mich um eine der wichtigsten Entscheidungen herumgedrückt, wie man es so oft thut und sich so selten gesteht. Nach hervorragend guten Studienerfolgen trat ich in die Advocaturspraxis und wurde schließlich Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, wie mir heute scheinen will, ohne inneren Beruf dazu und leider unter derart ungünstigen Verhältnissen, dass ein voller, wenigstens materieller Erfolg ausgeschlossen war.

Nach absolviertem Rechtsstudium dachte ich allen Ernstes daran, mich auch noch dem Studium der Medicin zuzuwenden. Zweifellos hätte ich für dieses mehr Begabung mitgebracht, als ich für das erwählte Berufsstudium zu verspüren glaubte. Eine zu große, förmlich spaltende Vielseitigkeit hat sich stets in mir geltend gemacht. Ein medicinischer College, gegenwärtig Primarius von hervorragendem Rufe, wunderte sich zuweilen über meine Ansichten in Sachen der internen Medicin und rieth mir, wenigstens als außerordentlicher Hörer einen Cursus über „Auscultation und

Percussion" durchzumachen, um doch eine festere Basis für den Gegenstand meines Interesses zu gewinnen. Ich that es nicht, aus Besorgnis, der Halbheit zu verfallen und wohl auch in dem Gefühle, schon zu viele Jahre unablässigem Studium obgelegen zu sein, um noch einmal, wie es denn doch unvermeidlich geworden wäre, eine lange Reihe von Jahren mit ungeschwächtem Eifer einem neuen, ebenso umfangreichen Wissensgebiete, wie das der Rechts- und Staatswissenschaften, widmen zu können. So blieb ich denn der Rechtswissenschaft treu, betrieb aber daneben unausgesetzt das Studium fast aller anderen Wissenschaften, insbesondere zeitweilig auch der Meteorologie, auf welche mich meine Vorliebe für das Leben in den Bergen besonders hinwies.

Zwei fünfzigste Geburtstage.

Am 16. September 1866 vollendete mein Vater sein fünfzigstes Lebensjahr. Wir bewohnten damals in Ischl die nächst dem Egelmoos gelegene Villa Nestroy, ein von dem berühmten Komiker adaptiertes nettes Schweizerhäuschen mit Garten, gegenwärtig Eigenthum des Hofrathes Professor Dr. Alois Ritter Egger von Möllwald. Als das Frühstück uns versammelte, wurde ein riesiges, mit farbiger Schleife geziertes, aus weißem Teig geflochtenes und gebackenes „Striezl" in Form der Zahl „50" auf den Tisch gestellt, dem ein Zettel mit einem Gedichte beilag. Der vollständige Wortlaut desselben ist leider meinem Gedächtnisse entfallen. Nur die beiden letzten, die Altbackenheit entschuldigenden Verse sind mir in Erinnerung geblieben:

„Denn der Bäck' hat für gut befunden,
Es zu früh zu schicken um zwölf Stunden."

Dem Geschenke folgte bald der Spender und Dichter in Person. Es war der Abgeordnete und „harte" Namensvetter des Vaters Dr. Heinrich Perger Edler von Pergenau. Mit einer pathetischen Ansprache begrüßte er in feierlichster Positur unseren Vater und gestand schließlich in launiger Weise, dass er einen allerletzten Vers des Gedichtes unterdrückt habe:

„Schmeckt's Dir nicht, gib es den Hunden!"

So lächerlich diese ganze Scene war, rührten doch die an den Abschied der „Jugend" und den Einzug des „Alters" in Raimunds „Bauer als Millionär" gemahnen-

den Worte den schon sehr kränkelnden, durch den unglücklichen Krieg, die „Sistierung“ und andere unangenehme Eindrücke gedrückten Vater so tief, dass perlende Thränen über seine Wangen flossen.

Si parva licet componere magnis, will ich erwähnen, dass ich selbst am 13. September des vorigen Jahres 1899 auch meinen fünfzigsten Geburtstag „in voller körperlicher und geistiger Frische“ gefeiert habe. Als Vorfeier hatte ich eine Woche vorher dem Dachsteingebirge wieder einmal einen Besuch abgestattet und am Morgen des 6. September bei Nebel und Eisregen den mir so lieben Gipfel des Hohen Dachstein (2996 *m*) erklommen. Dort lagen noch die zerfetzten Reste eines schwarzen Tuches. Es waren die düsteren Überbleibsel jener schwarzen Fahne, welche das Jahr vorher aufgerichtet worden war auf dieser erhabenen Felsenzinne zum Andenken und zu Ehren der unglücklichen Kaiserin, welche die Berge in ihr edles Herz geschlossen hatte. Einige dunkle Dohlen ließen ihre heiseren Stimmen ertönen und der kalte dichte Eisregen zwang mich bald, hinunter zu klettern nach dem tieferen Gletscher, wo mich wärmender Sonnenschein umfing. Den Geburtstag verbrachte ich im Kreise meiner Lieben in St. Wolfgang auf meinem Besitze „Kendling-Hof“, durch das furchtbare Hochwasser abgeschnitten von der übrigen Welt, aber erfreut durch einen telegraphischen Glückwunsch meines Bruders, der in der Ferne meiner gedachte. Wenige Tage später kündigte mir ein Telegramm meine Berufung ins Herrenhaus an. Ohne jegliche Beziehung zum vollendeten Fünfziger schien sie mich dennoch zu mahnen, nach diesem wohl durch viel kleine und große Freuden und Erfolge verklärten, aber an Enttäuschungen, Ungemach und Verfolgungen noch reicheren halben Jahrhundert das Haupt noch nicht müde sinken zu lassen.

Minister Berger.

Es war im October des Jahres 1860. Wir fuhren in Begleitung unserer Tante mit dem Stellwagen von Döbling durch die „Alservorstadt" abends nach der inneren Stadt Wien, als wir bemerkten, dass Anstalten zu einer Beleuchtung getroffen wurden. „Es ist ja heute das Männerfest!" rief mein Bruder Alfred, damals sieben Jahre alt, in kindlicher Unbefangenheit mit lauter Stimme. Ein Ausbruch schallender Heiterkeit von Seite der mitfahrenden Herren folgte diesen Worten. An demselben Tage war nämlich das kaiserliche Manifest mit dem Octoberdiplom veröffentlicht und angeschlagen worden. Allenthalben herrschte freudige Bewegung und Aufregung. Der Vater wurde bald in den niederösterreichischen Landtag gewählt und wäre ohne Zweifel aus diesem auch sofort bei den ersten Wahlen in den ersten Reichsrath vor dem Schottenthor entsendet worden, wenn nicht die „Affaire Schuselka" von einigen „Freunden" unter Führung des Baron Tinti benützt worden wäre, um seine Wahl für diesmal zu vereiteln. Diese Schuselka'sche Angelegenheit mit ihren Aufregungen und Kränkungen spielte bis in das Innerste unserer Familie hinein. Wir hörten die „Katzenmusik" unter unseren Fenstern und Drohungen, die man gegen den Vater ausstieß. Zu seinem und unserem Schutze hatte der Vater an jenem Abend sein gesammtes Kanzleipersonale bei reichlichem Bier um sich versammelt. Auch die Polizeibehörde hatte Maßnahmen zu unserer Sicherheit getroffen. Wir Buben besaßen eine Ritterrüstung von Pappendeckel. Alfred

fand es gerathen, das Schwert zu ziehen und den Schild zur Hand zu nehmen. So oft an der Wohnungsthüre geläutet wurde, blickte der Vater zuerst vorsichtig durch das „Guckerl“ nach dem Ankommenden, ehe er öffnen ließ. Unter den Besuchern befand sich Dr. Jaques und in späterer Abendstunde ein Polizeicommissär. Er machte meinem Vater die Mittheilung, dass die angesammelte Menschenmenge sich zerstreut hätte und nichts weiter zu befürchten sei, und blieb als unser Gast beim Souper. Wiederholt waren wir in diesen unruhigen Tagen in einen Fiaker gepackt worden, um im Prater anstatt auf der Bastei oder dem Glacis einen Spaziergang zu machen, weil der besorgte Vater auch gegen uns Insulten für möglich hielt. Seine Vorsicht und Gewissenhaftigkeit in Beziehung auf uns kannte keine Grenzen. Er ahnte wohl schwerlich, dass nach seinem Tode sein älterer Sohn jahrelang den gehässigsten Verfolgungen in Wort und Schrift ausgesetzt sein würde, nur aus dem Grunde, weil der Sohn gleich ihm selbst so frei war, seine eigenen Wege zu gehen und es verschmähte, die lächerliche Rolle eines „Sohnes seines Vaters“ in dem Sinne zu spielen, wie gewisse „Verehrer“ des Vaters sie ihm zugedacht hatten. Ein Verehrer dieser Art war auch Dr. Heinrich Jaques, welcher in unserem Hause der „berühmte Onkel“ hieß, obschon er keineswegs unser Onkel war. Sein Neffe, mein Altersgenosse und zeitweiliger Gespiele, hatte mir in den bewegten Tagen der Schuselka-Geschichte in wichtig thuender Weise zu verstehen gegeben, dass er sich im Grunde in einer ähnlichen Lage befinde wie ich, da sein Onkel ebensoviele Feinde habe, wie mein Vater, weil auch sein Onkel „sehr berühmt“ sei. „Du hast gewiss schon von ihm gehört,“ fügte er selbstgefällig bei. Das genügte natürlich unserem zu einem losen Scherze immer aufgelegten Vater, den Herrn im Gespräche mit uns fortan nicht anders, als den „berühmten Onkel“ zu nennen.

Schon bei der nächsten Gelegenheit wurde der Vater

aus dem niederösterreichischen Landtag in den Reichsrath gewählt und damit die ihm zugefügte empfindlichste Kränkung wenigstens äußerlich und nachträglich wieder gut gemacht. Die damalige parlamentarische Aera nach den vielen Jahren der Ruhe hatte eine große Anzahl unbestreitbar hochgebildeter, kenntnisreicher und tüchtiger Männer vorgefunden. Der unreife und ungebildete Schreier, der hohle Phraseur, der streberhafte Berufspolitiker waren damals vereinzelte Erscheinungen. Deshalb war auch in dem hölzernen, vom Volkswitz bekanntlich „Schmerling-Theater" genannten provisorischen Gebäude vor dem ehemaligen Schottenthor sehr im Gegensatze zu den gewählten parlamentarischen Körperschaften von heute eine Aristokratie des Geistes versammelt und wären die Bestrebungen vieler jener Männer infolge beklagenswerter Einflüsse nicht so sehr mit kirchenfeindlichen Tendenzen verquickt gewesen, vielleicht hätte einiges in Österreich eine andere Wendung genommen.

Leider hatten die mit der „Affaire Schuselka" und dem denkwürdigen Process Richter, dessen hingebender Vertheidiger mein Vater war, verbundenen Gemütsbewegungen, Aufregungen und Anstrengungen im Zusammenhange mit den Mühen seiner sonstigen advocatorischen und der parlamentarischen Thätigkeit schon in den ersten Sechziger-Jahren die Gesundheit des Vaters nach und nach ernstlich erschüttert. Der erste Anfall von Bluthusten trat nicht lange nach dem Process Richter ein. Im Bette liegend fragte damals der Vater einen Consiliarius, ob er noch drei Jahre zu leben habe und jemals wieder eine große Rede im Parlamente werde halten können. Der Arzt zuckte die Achseln. Wir Kinder hörten und sahen das, man kann sich denken, mit welchen schreckhaften Empfindungen. Gleichwohl folgten noch Jahre relativen Wohlbefindens und vollkommener Leistungsfähigkeit. In diese Zeit fallen seine größten parlamentarischen Erfolge. An Sonntagabenden versammelten sich bei uns Politiker und Journalisten zu einer Tarokpartie. Am meisten Spass machte uns Buben der griesgrämige Brestel mit

seinen pedantischen Ermahnungen und Warnungen vor unartigen oder vorwitzigen Streichen, die zu begehen uns nicht im Schlafe einfiel. Wenn er mit dem Vater dann das politische Gespräch begann, horchten wir im Zimmer daneben und zählten, wie oft er sein Lieblingswort „factisch“ gebrauchte. Fast ebenso oft kam Hildebrand, der Bearbeiter des „Auswärtigen“ in Kuranda's „Ostdeutscher Post“. Er war ein geborener Magdeburger, hatte in Halle protestantische Theologie studiert, dann aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, sich dem journalistischen Berufe zugewendet. Hildebrand erheiterte uns wieder durch die hierzulande ungebräuchliche Redewendung: „Siehe da.“ Nicht so häufig kamen Friedländer, Etienne, Alexander Schindler, der „berühmte Onkel“ und Kuranda. Camillo, der älteste Sohn Kurandas, war, wie schon bekannt, mein Studiengenosse. Einmal klagte sein Vater dem meinigen, er wisse nicht mehr, was er diesem allerdings sehr begabten Jüngling zu lesen geben solle. „Er soll ihm seine „Ostdeutsche Post“ zu lesen geben“ war darauf der Witz meines Vaters. Den Brestel nannte mein Vater „die Gluckhenne“, weil er die Gewohnheit hatte, im Parlament kleine Gruppen von Abgeordneten um sich zu sammeln und angelegentlich mit ihnen zu conversieren. Aber auch sich selbst schonte der Vater nie und erzählte es allen gern und offen, wenn ihm etwas passiert war, das ein anderer vielleicht verschwiegen hätte. Da hatte er einmal wieder viel gearbeitet und den Kopf voll und wollte des Abends einen Spaziergang machen. Er gedachte seinen Überzieher mitzunehmen und nahm im Finstern das Kleidungsstück vom Kleiderstock. Auf dem Kohlmarkt begegnet er dem bekannten Med. Dr. Wittelshöfer. Dieser fragt ihn: „Doctor Berger wohin tragen Sie denn — Ihre Hose?!“

Dass mein Vater just mit einer Hose in eine so lächerliche Situation kommen musste, will mir wie ein tragikomisches Verhängnis erscheinen, wenn ich an einen der übermüthigsten Spässe denke, den ich jemals von meinem Vater gehört habe. Sein Freund Kuranda hatte in jungen

Jahren ein Trauerspiel geschrieben und, ich glaube, auch zur Aufführung auf der Bühne gebracht. Es hieß: „Die letzte weiße Rose“. Mein Vater nannte das Stück selbstverständlich: „Die letzte weiße Hose!“

Die schmerzlichen Ereignisse des Jahres 1866 hatten endlich mein Interesse für die Politik dauernd geweckt, und als ich im folgenden Jahre die Wiener Universität bezog, verfolgte ich schon mit Eifer die innere Politik und besuchte mit meinem Vater zuweilen die abendlichen Zusammenkünfte der Abgeordneten seiner Partei im Gasthause als stiller Zuhörer und Beobachter. Ich erinnere mich ganz gut, dass mir schon damals manches nicht recht gefallen wollte. In diesem Kreise sah ich zum ersten Male den Dr. Herbst. Er und mein Vater verkehrten zusammen in der verbindlichsten Weise, aber man sah es ihnen sofort an, dass sie keine Freunde waren. Beim Nachhausegehen einmal begegneten wir einem Abgeordneten, der niemals in die mir gut bekannte Gesellschaft kam und den ich also noch nicht kannte. Mein Vater und er begrüßten sich sehr freundlich, man blieb zusammen eine Weile stehen, es gab eine kurze, aber heitere und beiderseits von Witzen sprühende Conversation. Dann giengen sie lachend auseinander. Der Mann schien mir aus einem ganz anderen Holze geschnitten zu sein, als die bekannten Herren, und in einer Tonart zu reden, die ich noch nicht gehört hatte. „Wie hat er Dir denn gefallen mit seinem Cigarrl?“ fragte mich der Vater. „O sehr gut!“ war meine Antwort. Dieser Abgeordnete war — Monsignore Greuter!

Nun kam der December 1867 und es begannen die Verhandlungen zunächst seitens des Freiherrn von Beust mit meinem Vater wegen Übernahme eines Ministeriums. Sein Gesundheitszustand ließ damals schon leider viel zu wünschen übrig. Die Stimme war heiser und geschwächt, das Gehör fast ganz geschwunden, Schonung in jeder Beziehung dringend geboten. An die Übernahme eines Portefeuilles war kaum ernstlich zu denken. Das that mir überaus leid. Ich wollte, dass mein Vater Minister würde, denn würde nicht er es,

würde es ja ein anderer von ihnen und das musste doch wie eine Zurücksetzung oder Übergehung erscheinen. So schien mir in meinem jugendlichen Kopfe die Sache zu liegen.

Wir hatten seit Jahren einen weißen Pudel „Caro Nr. 3", des Vaters Liebling, welcher stets wachsam meldete, wenn man an der Wohnungsthür läutete. Es versteht sich von selbst, dass wir in dieser so erwartungs- und spannungsvollen Zeit seinem Bellen die größte Aufmerksamkeit entgegenbrachten. Wir saßen alle zusammen bei Tische. Es musste eben geläutet haben. „Der Hund bellt!" rufe ich plötzlich und schlagfertig wie immer fügt mein Vater bei: „Wenn er nur nicht — beust!" Ein paar Tage später war der Vater Minister ohne Portefeuille, mein Wunsch erfüllt und, wie ich nicht bezweifle, auch der seinige. Man erzählte damals, besonders Giskra habe die Ernennung meines Vaters zum Minister gefördert, weil er den kranken Mann lieber neben sich auf der Ministerbank, als eventuell in der Opposition sich gegenüber haben wollte.

Es kam die Zeit der confessionellen Action des „Bürgerministeriums". Wenn man auf diesen Punkt zu reden kam, wurde mein Vater immer sichtlich zurückhaltend und geradezu in Missmuth konnte er gerathen, wenn einer seiner Besucher die „obligatorische Civilehe" als wünschenswert bezeichnete. Empfand er es unangenehm, dass man Gefahr lief, Heiligstes anzutasten, oder waren es Vorgänge hinter den Coulissen, die ihn verstimmten, oder hatte er den schweren politischen Fehler erkannt, der in dieser ganzen Richtung lag, welche den Gegensatz unter den Deutschen immer mehr verschärfen musste? Ich kann es nicht entscheiden. Wieder gab es lärmende Scenen auf der Straße, diesmal waren es Ovationen für unseren Vater. Sie erinnerten mich lebhaft an die „Katzenmusik" von einst. Gemeinderath Nicola dankte im Namen unseres Vaters, der sich schonen musste, von einem unserer Fenster aus der versammelten Menge. Einem jungen, unreifen Studiosus gegenüber, wie ich es war, der noch dazu täglich das albernste Zeug von Begeisterung für

den „Zug der Zeit“ seitens seiner Commilitonen an der Universität über sich ergehen lassen musste, besaß ein Mann von der gewaltigen Geisteskraft meines Vaters eine gewichtige Autorität. Und doch hatte ich damals schon im Allerinnersten meine ernsten Zweifel an der Güte dieser Politik, und was ich dagegen von den Professoren Arndts, Philipps und Pachmann hörte, machte auf mich umso tieferen, nachhaltigeren Eindruck. Oft führte ich mit meinem Vater Gespräche über politische Angelegenheiten und Fragen. Ich erinnere mich noch daran, dass ein solches einmal damit endete, dass mein Vater mir lächelnd zurief: „Du bist ein Erzreactionär!“ Aber kein Vorwurf kam über seine Lippen. Das besorgten erst viele Jahre später seine talentlosen Nachahmer. Wir blieben gute und vertraute Freunde, bis mir der Tod diesen Vater entriss, dessen ich auch heute noch nur mit Wehmuth gedenke.

In den Honigmonaten der „neuen Aera“, im Frühjahre 1868, durfte ich meinen Vater auf einem mehrtägigen Erholungsausfluge in das Salzkammergut begleiten. Von Wien nachmittag mit dem Schnellzuge abgereist, wurden wir in Wels von dem dortigen bekannten Bürgermeister und Reichsrathsabgeordneten Dr. Groß empfangen. Er meldete meinem Vater feierlich, dass man aus Anlass seiner, des Ministers, Ankunft Ovationen und Festlichkeiten geplant hätte, er aber von solchen abgerathen habe, weil Se. Excellenz kein Freund von derlei Dingen wäre und den Abend gewiss lieber in Ruhe würde verbringen wollen. Das war auch vollkommen richtig und mein Vater damit selbstverständlich höchst einverstanden, ich habe aber den starken Verdacht, dass der edle Bürgermeister, mit dem massigen Körperbau, dem ungenierten Barte und schmetternden Bierbass, das Prototyp eines Liberalen vom alten Schlage, seinerseits aus der Noth eine Tugend gemacht und die Demonstrationen eben nicht zustande gebracht habe. Die Begeisterung für die Politik der „zwölften Stunde“, als welche ein nicht unintereſſierter heimischer Dichter dieselbe besingen zu müssen glaubte, war

hier in Oberösterreich eine sehr oberflächliche und auf gewisse enge Kreise beschränkt. Am nächsten Morgen zeitlich früh fuhren wir auf den Rath des Dr. Groß mit einem Wagen nach Gmunden. Die Fahrt durch die grünenden und blumigen Fluren zwischen den hell blühenden Obstbäumen im lichten Sonnenschein über der lachenden Landschaft war herrlich. Aber meinem Vater und seinetwegen auch mir lag etwas schwer und drückend auf dem Herzen. Wie wir da in Gottes freier Natur auf unserem Gefährte dahinflogen, musste wir einer anderen Fahrt gedenken, die um dieselbe Stunde sich vollzog, einer Fahrt, welche einen nichtswürdigen Verbrecher, aber immerhin einen unglücklichen Menschen dem Grabe zuführte. Der Raubmörder Georg Ratkai sollte eben jetzt in Wien bei der „Spinnerin am Kreuz“ an den Galgen gehängt werden. Es war die letzte öffentliche Hinrichtung an dieser Stätte. Mein Vater war ein überzeugter Gegner der Todesstrafe, vorzüglich aus Erwägungen metaphysischer Natur und hatte wenige Jahre früher aus Anlass der Hinrichtung des französischen Arztes La Pommerais, dessen Schuld ihm nicht über allen Zweifel erwiesen schien, seine bekannte geistvolle Schrift über die Todesstrafe erscheinen lassen. Dass mein Vater als Minister eine theoretische Ansicht nicht unter allen Umständen zur Geltung bringen wollte, ist ein Beweis nicht minder für seine geistige Tiefe als für seine staatsmännische Begabung.

Unter meinen Collegen an der Universität befand sich auch der Sohn eines liberalen Pairs. Er war ein „Schwachmatticus“, wie ich deren nicht viele kennen gelernt habe, aber ich bewahre ihm das freundlichste Andenken schon aus dem Grunde, weil er mir in der herzlichsten und hingebendsten Weise persönlich zugethan war. Während ich alle geistigen Richtungen rasch bis zu den letzten Consequenzen zu verfolgen imstande war, musste er, gleich einem im Finstern durch unbekannte Räume unbeholfen Tappenden, an alles erst die Nase stoßen, wenn er etwas inne werden wollte. Aber das Bewusstsein von der Pflichtmäßigkeit einer gewissenhaften Befolgung des

Satzes „**audiatur et altera pars**“ hat doch vielleicht gerade er in mir erst recht erweckt. Er war in Gmunden einmal kurze Zeit bei uns zu Gast. Nachmittag sollte in der „Wunderburg“ eine großartige Protestversammlung in Sachen der confessionellen Politik stattfinden.

Ich für meine Person hätte damals als junger Ministerssohn es nicht gewagt, die Versammlung zu besuchen. Mein verstorbener lieber Freund war anderer Meinung und bestand darauf, dass wir uns „incognito“ einzuschleichen und persönlich davon zu überzeugen hätten, was man dort unter den Gegnern der Väter spreche und wie man sich dort verhalte. Gesagt, gethan. So wurden wir Zeugen einer nicht oberflächlichen, sondern aus voller Tiefe dringenden Begeisterung, hörten kraftvolle Worte, die vom Herzen kamen und zum Herzen drangen und verspürten das Wehen jenes mächtigen Geistes, wie ihn der große Bischof Rudigier neu zu beleben verstanden hatte. Der Versammlung präsidierte ein bekannter Graf, dessen persönliche Liebenswürdigkeit ich nachmals kennen und schätzen lernte. Ich hatte die Freude, ihn im Herrenhause noch anzutreffen. Leider war er schon sehr gebrechlich und er ist noch im Laufe des verflossenen Winters gestorben. —

Unvergesslich sind mir aus seiner Ministerzeit manche Äußerungen meines Vaters über die nationale Frage in Österreich. Als die Conflicte im Schoße des Bürgerministeriums begannen, erklärte er mir als die wichtigste Aufgabe der inneröſterreichischen Politik die, selbst um den Preis von Concessionen eine Verständigung mit den Czechen und Polen zu erzielen und die Czechen zum baldigsten Aufgeben der Abstinenzpolitik und zum Eintritte in den Reichsrath zu vermögen. Noch besitze ich von meines Vaters Hand eine Aufschreibung über Zugeständnisse an die Czechen, welche die Minorität des Ministeriums zu vertreten willens schien. Auf meine naive Bemerkung, es müsste der Verfassungspartei doch eine große Freude bereiten, wenn die Czechen im Reichsrathe erscheinen und so die Verfassung

zur vollen Wirklichkeit machen würden, antwortete mein Vater: „Das glaube ich weniger, denn wenn die Czechen kämen und sich mit den übrigen Slaven und Gegnern verbänden, dann hätten sie die Majorität und da würde den Deutschen angst und bange werden!“ Wahrhaft prophetische Worte, die bis auf den heutigen Tag stimmen und zeigen, wie gut mein Vater die Hintergedanken gewisser Leute kannte, die sich auch zu den Verfassungstreuen zählten. Nachdem mein Vater, obschon augenblicklich ziemlich vergessen, der Geschichte angehört, darf ich, ohne den Vorwurf fürchten zu müssen, ihn über Gebür zu verherrlichen, seine Worte als classisch erklären. Die künftige Majorität, der principielle Kampf gegen dieselbe, die Opposition und die Obstruction der Deutschen liegen in ihnen angedeutet. Mein Vater, welcher den Besitz des parlamentarischen Bodens an und für sich schon als einen unschätzbaren Fortschritt und Vortheil nach allen den durchgemachten Schwierigkeiten und im Vergleiche mit der noch nicht lange verflossenen Epoche ansah, würde eine das Parlament dauernd lahmlegende Obstruction, insbesondere von deutscher Seite, für eine absurde Politik erklärt haben, aus welchem Anlasse immer sie unternommen worden sein mochte. Er hätte nicht daran gezweifelt, dass ein derartiges Vorgehen eine Erwiderung von Seite der staatlichen Autorität herausfordern möchte, welche den Herren die Gelegenheit geboten hätte, über die Richtigkeit ihrer Taktik nicht im, sondern zu Hause nachzudenken, und zwar ohne sich hiebei über eine vielleicht zu karg bemessene Zeit beklagen zu können. Der denkwürdige Memorandenstreit zeigte meinen Vater nicht mehr als Parteipolitiker, sondern als weitblickenden Staatsmann, besiegelte seinen Bruch mit der Verfassungspartei und führte zur Demission der aus dem Grafen Taaffe, Grafen Potocki und ihm bestehenden Minorität des Bürgerministeriums.

Damals verschlang ich förmlich die politische Studie von Adolf Fischhof „Österreich und die Bürgschaften seines Bestandes“, welche mein Vater mir zu lesen empfohlen

hatte, obschon er selbstverständlich nicht mit allen Ideen des Verfassers einverstanden sein konnte. Sowohl beim Grafen Taaffe als auch in unserer Wohnung fanden Besprechungen mit Dr. Rieger und mit Dr. Prazak, auch mit Dr. Smolka, statt. Neugierig stürzte ich ins Vorzimmer, um die beiden czechischen Führer zu sehen, wenn sie kamen oder giengen. Riegers gewaltiger Charakterkopf prägte sich tief meinem Gedächtnisse ein und ich trachtete ihn wieder zu sehen, als die Czechen zehn Jahre später im Reichsrathe erschienen. Im vorigen Jahre hatte ich das Glück, beide Herrn, gegenwärtig Freiherrn, in rüstigstem Zustande im Herrenhause zu begrüßen und mich daran zu freuen, wie herzlich sie mir entgegenkamen.

Die persönlichen Beziehungen zwischen einzelnen Mitgliedern des Cabinets waren schon bald nach der Berufung des Bürgerministeriums nicht die besten und das witzige Wort meines Vaters: „Wie kann einer für den anderen einstehen, wenn einer den anderen nicht ausstehen kann!" wurde überall bekannt. In der Zeit des Memorandenstreites sprach mein Vater in den kräftigsten Ausdrücken von seinen Collegen Herbst und Giskra. Es gab Intriguen, bei welchen auch eine vornehme Dame die Hand im Spiele hatte. Graf Taaffe erschien mehrmals des Tages und noch in späten Abendstunden bei uns und hielt mit meinem Vater Berathungen ab. Zuweilen wurden auch Mittheilungen von ihm oder an ihn durch einen von uns beiden vermittelt, wenn der Vater Besuche zu empfangen gerade nicht in der Lage war. Graf Taaffe saß da im Arbeitszimmer meines Vaters und schüchtern eintretend und meine „Post ausrichtend" bewunderte ich sein glänzendes kohlschwarzes Haar, seinen überlegenen Adlerblick, seine liebenswürdige chevalereske Manier. Wenn mein Vater mit ihm conferierte, konnte ich durch die zugelehnte Thüre oft hören, wie Graf Taaffe in größter Entrüstung und Eile dem Vater erzählte, dass „kein geringerer als er" wiederum dies oder das gesagt oder verfügt hätte. Wer war denn dieser „kein geringerer als er"? Ich

fragte den Vater bei der nächsten Gelegenheit und erfuhr: „Das ist der Giskra, er hat bei der Besprechung einer Zeitungsnotiz neulich diesen Ausdruck von sich gebraucht und seitdem nennen wir ihn unter uns so, was zugleich das Gute hat, dass man nicht weiß, von wem die Rede ist.“

Schließlich blieb doch die Majorität des Ministeriums für den Augenblick Siegerin und die Minorität wurde demissioniert. Wäre mein Vater nicht schon ein sterbender Mann gewesen, hätte kurze Zeit später eine neue Periode politischer Thätigkeit, vielleicht sogar als leitender Staatsmann für ihn beginnen müssen. Wenige Monate vor seinem Tode hatte er noch das Unglück, im Zimmer auszugleiten und dabei ein Bein zu brechen. Hofrath Baron Dumreicher, ein alter Freund des Vaters, wurde zum Consilium gerufen. Er fand die Verletzung an und für sich zwar ungefährlich, aber mit Rücksicht auf den allgemeinen Zustand die Sache dennoch nicht unbedenklich. Als er uns verließ und wir ihn ins Vorzimmer begleiteten, füllten sich seine Augen mit Thränen. „Euer Vater,“ sagte Baron Dumreicher, „hat immer den sehnlichsten Wunsch gehabt, seine Söhne herangewachsen zu sehen, dieser sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen.“

Wahrhaft erbärmlich behandelt von einem Theile seiner früheren Parteigenossen und einem Theile der liberalen Presse, in seinem Innersten auf das schmerzlichste gekränkt und verbittert, schloss mein Vater nach beinahe zehnjährigem Leiden am 9. December 1870 die Augen.

Die Einsegnung der Leiche fand am 12. December in der Pfarrkirche am Hof „Zu den neun Chören der Engel“ statt. Das geräumige Gotteshaus konnte die Menge der Theilnehmenden oder Neugierigen nicht fassen. Die Bognergasse, welche der Leichenzug passieren musste, und der große Platz „Am Hof“ waren von Menschenmassen überfüllt. Wie wir bei der Fahrt von der Kirche weg aus dem offenen Wagenfenster hinausstarrten in die trübe Welt, fiel uns ein Kreis von Leuten auf, in dessen Mitte ein Mann heftig mit

den Händen gesticulierend, seinen Zuhörern mit lebhaften Worten irgend einen spannenden Vorgang zu schildern schien. Wir meinten, der Mann sei Einer, den der Vater als beredter Vertheidiger in einer gefährlichen Strafsache einst „herausgerissen“ und der nun mit dankerfülltem Herzen öffentlich die Geschichte seiner Freisprechung erzählte. Auf dem kleinen Ortsfriedhof von Döbling draußen, wo wir den Vater in der Familiengruft bestatteten, war der Trauerzug merkwürdig zusammengeschmolzen. Dem Sarge des so oft gefeierten Mannes, um dessen Bekanntschaft und Freundschaft man sich einstens gerissen hatte, gab von den früheren politischen „Freunden“ nur Dr. Jaques bis zum Grabe das Geleite. Allerdings wollte Dr. Jaques am Grabe — sprechen.

Ich habe die Empfindung, meine politische Thätigkeit, wenn auch mit bescheideneren Mitteln dort angeknüpft und begonnen zu haben, wo mein Vater aufhörte, und seine innere Entwicklung von dem Punkte aus in mir fortgesetzt und weitergebildet zu haben, wo sein Tod ihr das Ziel setzte. Ehemalige Parteigenossen haben meinen Vater wohl nachträglich wieder für sich reclamiert, aber nur, um ihn in gehässiger Weise gegen mich, seinen Sohn, ausspielen zu können. Interessant war es, wie die nächsten Freunde des Vaters sich nach seinem Tode verhielten. Brestel meinte, nur des Vaters Taubheit sei daran schuld gewesen, dass man mit ihm auseinander kam. Dann hörte der Verkehr mit Brestel, diesem intimsten Jugendfreunde des Vaters, gänzlich auf. Kuranda sagte: „Der schlaue Beust hat euren Vater drangekriegt.“ Alexander Schindler verkehrte noch öfter mit uns. Nach ein paar Jahren gab er uns den Rath: „Als Freiherrn nehmt ihr euch jeder eine reiche Jüdin!“ Wir haben anders gewählt. Graf Beust schrieb mir aus Ofen gleich nach des Vaters Tode einen Brief, ebenso ehrenvoll für den Vater, als für den Schreiber selbst. Ich bewahre ihn noch heute als wertvolles Andenken auf. Das Schreiben lautet:

„Graf Taaffe wird Ihnen und Ihrem Herrn Bruder bereits meine innigste Theilnahme an dem schweren und schmerzlichen Verlust ausgesprochen haben, der Sie beide betrifft. Es ist mir aber Bedürfnis, Ihnen noch besonders auszudrücken, wie lebhaft bei der Nachricht von dem Dahinscheiden Ihres unvergesslichen Vaters die Erinnerung an die guten Stunden in mir wach gerufen worden ist, in denen ich so glücklich war, mit ihm geschäftlich zu verkehren und die ganze Tiefe seines Geistes und Wissens schätzen zu lernen.

Das Entgegenkommen, welches er mir erwies, habe ich stets als eine der ehrenvollsten Auszeichnungen betrachtet und ich hoffe, dass es mir bei den Seinigen ein freundliches Andenken sichert. Mit vollkommenster Hochachtung Ihr ergebener Beust.

Ofen, 14. December 1870.“

Graf Taaffe hat die Freundschaft, die ihn mit meinem Vater verbunden, in der Form auf mich übertragen, welche bekanntlich die seltenste ist: ich konnte auf ihn zählen.

Die Entwicklung der vaterländischen Verhältnisse seit den Zeiten meines Vaters bis auf den heutigen Tag hat gezeigt, wie sehr mein Vater mit dem von ihm verfassten Minoritätsmemorandum im Rechte war. Der alte Conflict dauert seither unter wechselnden Schlagworten ununterbrochen fort und hat endlich zu jener hochgradigen Spannung geführt, welcher die Staatsmänner rathlos gegenüberstehen.

Der Christbaum.

Der heilige Abend fand uns immer mit den Eltern und nach der Mutter Tode mit dem Vater im Familienkreise gemüthlich beisammen. Die Tante, die beiden Stiefbrüder der Mutter, Albin und Theodor Barwitsch, ehedem auch deren Vater, unser mütterlicher Großvater, waren bei uns, später blieb Brestel unser einziger Gast.

Ein Kind, dem es vergönnt war, diesen Abend in der rechten Weihnachtsstimmung zu verleben, bringt unaustilgbare Eindrücke, unvergessliche Erinnerungen in das spätere Leben. Das gesperrte Zimmer, in welchem das Geheimnisvolle sich ereignen soll, der Weihnachtsgeruch, dieses wunderbare Gemenge von Tannenharz, Wachs und Süßigkeit, der strahlende Christbaum mit seinen Lichtern und Flittern, die ungewohnten Augen der Kleinen blendend, dass sie Übernatürliches zu schauen wähnen, werden nie vergessen. Wohl bezahlen wir später diese süße Erinnerung mit der Wehmuth, die uns gerade an diesem Abend beschleicht, wenn wir der hoffnungsfreudigen Jugendzeit, der heimgegangenen Lieben gedenken. Aber auch das ist ein wohlthuendes Gefühl. Wir ziehen die Bilanz des Irdischen und was das Jahr uns Liebes oder auch Bitteres beschieden, wir rechnen es dankbar ein in das unendliche Geschenk dieser Nacht. Mein Vater war besonders an diesem Abend heiter mit uns, immer verbrachte er ihn ganz in unserem häuslichen Kreise. Ein einzigesmal musste die Feier auf eine späte Abendstunde verschoben werden. Schon sollten die Kerzen angezündet werden, da wurde der Vater plötzlich in die öster-

reichische Creditanstalt für Handel und Gewerbe, deren Vertreter er war, berufen, weil eine „Krise" rasche Maßnahmen forderte.

Vor der Weihnachtsüberraschung wußte der Vater unsere Erwartungen stets auf das höchste zu spannen. Da hieß es einmal, wir würden noch heute die farbenprächtigen Tropen, den glühenden Sand der Sahara, die Eisgefilde des Nordens, ja die Weiten des Oceans mit eigenen Augen betrachten können. Der Vater hatte ja recht: Das Geschenk war ein großer Globus. So ließ er, wenn er bei guter Laune war, gern der Phantasie die Zügel schießen.

Der Vater war in hohem Grade idealistisch veranlagt und doch hatte er neben der Bethätigung seines politischen Ehrgeizes sich ein ungemein praktisches und nüchternes Ziel gesteckt. Er wollte ein reicher Mann werden, weniger vielleicht um seinetwillen, als ganz besonders um unsertwillen. Es ist wahrlich einer der größten Fehler, bei jedem erkennbaren Streben nach Besitz, sogleich nach niedrigen Beweggründen zu suchen. Leben wir doch leider thatsächlich unter dem Drucke eines wirtschaftlichen Systems, welches das Geld zur Voraussetzung von allem und jedem, ja sogar des Selbstverständlichsten und Unentbehrlichsten und nicht minder zum wirksamsten Vehikel auch der besten und höchsten Bestrebungen gemacht hat, so daß das schnöde Sprichwort „Geld regiert die Welt", irdisch betrachtet, leider einen ganz furchtbaren Grad von Wahrheit und Richtigkeit erlangt hat. Der Vater vermied jedoch mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit jedes auch nur unlauter scheinende Mittel des Erwerbes und er wäre nicht als mäßig bemittelter Mann, sondern als Millionär gestorben, hätte er das laxe Gewissen Anderer gehabt und die sich ihm darbietenden Gelegenheiten wie Andere für sich ausgenützt. Ohne Schwanken verzichtete er auf solchen Gewinn und blieb ein makelloser Ehrenmann, dem auch seine erbittertsten Gegner und Feinde nicht das geringste auf diesem Gebiete anhaben konnten.

Bei allen sonstigen äußeren Erfolgen und Ehren mußte mein Vater, wie wir gesehen, die schmerzlichsten körperlichen und seelischen Leiden ertragen. Sogar das nach seiner ganzen Veranlagung gerade für ihn Furchtbarste hat ihn in den letzten Lebensjahren getroffen: nicht mehr zu vermögen, was er konnte.

Weltanschauungen.

Das ungünstigste Urtheil, welches mein Vater über jemanden fällen konnte, wenn er ihn nicht gleich einen „Esel“ oder „Dummkopf“ nannte, was zuweilen vorkam, war folgendes: „Der hat ein ganz materielles Gesicht!“ oder „Der ist ein Materialist!“ Bei aller Freigeisterei ließ er — zu seiner Ehre hebe ich es hervor — ein Dogma des Unglaubens nicht gelten.

Das bekannte seichte Machwerk von Ludwig Büchner „Kraft und Stoff“ zum Beispiel hat mein Vater mit polemischen Randbemerkungen versehen, wie sie zum Theile auch ein Theologe machen könnte und an einer entscheidenden Stelle apostrophiert er den Adepten solcher Lehre mit „Tropf“!

Als ich im ersten Jahre „Jus“ war, hielt ein junger Studiosus der Philosophie, gegenwärtig, wenn ich nicht irre, in Wien ein Amt bekleidend, einen Vortrag: „Über Atheismus.“ Ich war darüber entrüstet und erzählte dem Vater die Geschichte. Es gab kein kerniges und bezeichnendes Wort, welches mein Vater nicht auf den unreifen Unglücksmenschen in Anwendung gebracht hätte.

Mein Vater war seiner philosophischen Richtung nach Kantianer, hielt aber den Weg zu Gott, Unsterblichkeit, Freiheit und Sittlichkeit vollkommen frei. Bezüglich der Freiheit des Willens äußerte er einmal zu mir: „Der Mensch ist frei, denn er ist auch Herr seiner Motive.“

Als kleiner Knabe klagte ich einmal meiner Mutter: „Ich fürchte mich vor dem Tode.“ „Mein Gott, das habe ich auch schon als Kind gehabt,“ gab sie mir zur Antwort.

Dem Vater gestand ich später dieselbe Angst und erhielt von ihm folgende Belehrung: „Nach dem Tode wird unser Zustand jedenfalls ein anderer sein als jetzt. Es hat eine Zeit gegeben, wo Du nicht warst, hat sie Dir wehe gethan? Ich glaube aber nicht, dass es mit dem Tode aus ist.“ Im Laufe eines ähnlichen Gespräches sagte mir mein Vater: „Die Philosophie beginnt mit dem Zweifel.“ Frühzeitig erklärte mir der Vater den Standpunkt Kants bezüglich der Vernunfterkenntnis und hieß mich Schopenhauers „Vierfache Wurzel vom zureichenden Grunde“ lesen. Auch aus den übrigen Schriften Schopenhauers, aus Hartmanns „Philosophie des Unbewussten“ und aus Kuno Fischers „Geschichte der Philosophie“ durfte und musste ich einiges lesen.

Nach Anleitungen dieser Art musste ich meinen, dass die Sache so liege: „Philosophie oder Religion?“ So unreif ich war, verbrach ich schon einige Abhandlungen über „Philosophie und Religion“, „Glauben und Wissen“, „Recht und Sittlichkeit“, welche mein Vater streng und schriftlich kritisierte. In freien Stunden führte er mit mir Gespräche über die „Probleme der Metaphysik“. Ich war gehörig in den Skepticismus hineinstudiert. Allein schon damals sagte ich mir doch: „Wenn Glauben vernünftig ist, dann ist der katholische Glaube allein der wahre Glaube und die katholische Lehre zu glauben in allen Stücken ohne jede Krittelei in einzelnen Punkten.“ Und meinen Willen Gott gegenüber kleidete ich in die Worte: „Dich will ich erkennen und Deinen Willen erfüllen in allem.“ Was der Knabe geahnt, im Manne wurde es zur Gewissheit. Ich habe keinen Grund, mich über meine Erziehung zu beklagen, denn wenn auch unbewusst, hat sie endlich erreicht, was das Ziel jeder guten Erziehung sein soll.

Die ganze Geistesrichtung meines Vaters brachte es mit sich, dass Dinge, wie die Beziehungen zwischen Lebenden und Verstorbenen, Geistersehen, Zweites Gesicht und Naturerscheinungen, wie besonders die Gewitter, dann die Frage nach der Bewohnbarkeit der Himmelskörper sein Interesse auf

das lebhafteste in Anspruch nahmen. Er erzählte uns, dass der Freiherr von Reichenbach, gegen dessen „Od" er sich allerdings sehr skeptisch verhielt, in ihm ein Medium von besonderer Güte vermuthe und ihn wiederholt eingeladen habe, seine Dunkelkammer auf Schloss Cobenzl zu besuchen. Solchen Einflüssen und Gesprächen gegenüber konnte es nicht ausbleiben, dass Friedhöfe, Skelette und Beinhäuser, wie deren eines in St. Zeno bei Reichenhall sich befand, uns beiden als Knaben ein Gegenstand geheimnisvollen Grauens waren und dass in meiner Phantasie eine unklare Vorstellung von einer dunklen Wechselbeziehung zwischen Gewittern, Friedhöfen und Gespensterspuk Raum gewinnen wollte, welche zu unterdrücken ich alle Mühe hatte.

Die Weltanschauung meines Vaters ist, soweit ich es beurtheilen kann, abschlusslos geblieben. Er war trotz seines freigeistigen Zuges kein Mann der Negation und ich glaube ihn noch am richtigsten als einen mit einer starken Dosis Skepticismus versetzten Mystisch-Gläubigen bezeichnen zu dürfen. Mein Vater war eben einzig in seiner ganzen Art und Weise und in keinerlei Hinsicht nach einer Schablone gebildet. Ich habe in meinem ganzen Leben nie jemanden gesehen, der anders als nur oberflächlich und in einzelnen Zügen an ihn erinnert hätte.

Seine durchdringende, schneidende, für den anderen beinahe sinnlich fühlbare Denkkraft, welche seine Ansichten wie unvermeidliche Ergebnisse einer mit vollendeter Sicherheit verrichteten Arbeit ihm und oft auch anderen aufzuzwingen schien, hatte und hat auch heute kaum ihresgleichen. Dabei verschmähte er im Verkehre jenen gewissen, von ihm oft bewitzelten Brustton der Überzeugung, wie er Giskra eigen gewesen sein soll.

Gewiss konnte mein Vater irren und er hat auch geirrt. Aber sein Irrthum erschien stets unzertrennlich von seinem ganzen Wesen und durch dieses bedingt, so dass mindestens der Sohn von einem verschuldeten Irrthume bei ihm zu sprechen niemals wagen wird.

Seine leibliche Persönlichkeit war seiner gewaltigen geistigen Kraft nicht proportioniert. Graf Taaffe sagte mir nach seinem Tode: „Ich hatte immer den Eindruck, als wenn sein Körper für den gewaltigen Geist viel zu schwach gewesen wäre, sein Geist hat ihn eigentlich umgebracht.“ Aber gerade dieser zarte Körper mit dem mächtigen Kopfe und eine das ironische Wesen meines Vaters noch verschärfende stete nervöse Gereiztheit ließen ihn umso „interessanter“ erscheinen, waren aber mit Ursache, dass er niemals ein „Volksmann“ werden konnte. Die großen Massen stehen nun einmal Persönlichkeiten vom Schlage meines Vaters fremd und kalt gegenüber und jubeln ihnen höchstens vorübergehend zu. Zum Volksmann gehört besonders in Wien in erster Linie eine gewisse geistige und körperliche Behäbigkeit und ein dicker Bauch erwirbt die Volksgunst oft sicherer und rascher als der beste Kopf. Auf diesen Ruhm legte übrigens den geringsten Wert mein Vater selbst der zu Giskras Pathos lächelte und über den Begriff „Volk“, wie er in jenen Zusammensetzungen erscheint, seine Witze machte.

Schlussbetrachtung.

Drei Jahrzehnte sind seit dem Hinscheiden des Mannes verflossen, den ich mit Stolz meinen Vater nenne. Meine Altersgenossen erinnern sich seiner kaum mehr und unter seinen Zeitgenossen, Freunden wie Gegnern, hat der Tod furchtbare Ernte gehalten. Von seinen Ministercollegen lebt nur mehr der „alte“ Plener. Ich habe den Eindruck, dass mein Vater heute so ziemlich vergessen ist, obschon die Entwicklung der Dinge in Österreich gerade das Andenken an ihn wach und lebendig erhalten sollte, der, ein „Mann des lichten Gedankens“, wie ein Freund ihn nannte, zwei Jahre nach der Schaffung der Decemberverfassung mahnend und warnend seine brechende Stimme erhoben hat.

Aus dem Leben und Leiden meines Vaters habe ich für mich die Lehre gezogen, dass wir unsere Erfolge und Misserfolge im öffentlichen Leben uns nicht zu sehr zu Herzen nehmen sollen. Bleiben doch in unseren aufgeregten Zeiten der unausweichlichen Einflüsse genug, welche die Kräfte auch der besten Männer vorzeitig abnützen und verzehren. Diese Lehre klingt zwar sehr banal, hat aber ihren Wert. Ich könnte die weitere, in meinem späteren, an den wechselvollsten Eindrücken, Erlebnissen und Erfahrungen überreichen Leben gewonnene Erkenntnis beifügen: Kümmern wir uns um die Meinungen gar vieler, besonders der „Geistreichen“, wie man zu sagen pflegt, einen Pfifferling! Des geistigen Kampfes Sturm hat auch mich erfasst und zur Parteinahme gezwungen. Ich sah, dass viele beim hellen Licht der Sonne umhergehen mit der Laterne. Ich und

meine Gesinnungsgenossen thun das nicht. Darum heißen wir „Finsterlinge“ und „Dunkelmänner“.

Man sucht bekanntlich den zwischen mir und meinem Vater und auch meinem Bruder bestehenden „Gegensatz“ in tendenziöser Weise hervorzukehren. Ich leugne nicht, dass es mit dieser Gegensätzlichkeit, welche niemals die Güte der Beziehungen zwischen mir und ihnen, sondern komischerweise nur immer zwischen mir und anderen zu alterieren vermochte, seine volle Richtigkeit hat, obschon ich die Sache anders und besser zu bezeichnen wüsste. Dennoch bin ich einer innigen geistigen Verwandtschaft mit beiden, insbesondere auch mit meinem Vater mir bewusst. Seine schroffe Seite lehrte mich milde werden, sein weiches Herz das meinige kräftigen und stählen, seine scharfe individuelle Verstandeskraft die ewige Weisheit suchen. Ich komme mir meinem Vater gegenüber vor, wie über dem hell leuchtenden Regenbogen der schwächere Nebenregenbogen, der die Farben entgegengesetzt anordnet, aber einen weiteren Bogen zieht. Bliebe nun für meinen Bruder der Ort in diesem Bilde aufzusuchen. Doch denke ich, er hat es nicht nöthig, verglichen zu werden.

Man glaube es nur: Jede Zeit besitzt die Männer, die sie braucht, die Verhältnisse selbst zeitigen sie. Wohl ihr, wenn sie dieselben rechtzeitig erkennt und unverkümmert benützt!

Personen- und Sachregister.

A.

Abd El Kadr, 94.
Abhärtung, 63, 101.
Abramiades, 98.
Abstammung, 5.
Advocaturskanzlei, 28.
Aigner, Maler, 71, 90, 107.
Ancien régime, österr., 54.
Aristoteles, 75.
Arminius, 29.
Arndts R. v., 123, 182.
Astronomie, 36, 99.
Athen, 69.
Ausseer Zusammenkunft, 158, 159.
Autobiographie, 18.

B.

Bach Alex. Frh. v., 88, 141, 142.
Bangigkeit, 27.
Barwitsch Adolf, 82.
Barwitsch Albin, 6, 190.
Barwitsch Franz, 6, 190
Barwitsch Theodor, 6, 190.
Bauernfeld E. v., 49, 70, 153.
Bauernschmid, Journalist, 90, 91.
Becher Julius, 128.
Belle vue, Gmunden, 165, 166.
Berchtesgaden, 163.
Berg Wilhelm, Luftschiffer, 104
Berger Adam, 10.
Berger Albertine (Bertha), 69, 70, 71, 96.
Berger Gustav (Consul), 68, 69, 71.
Berger, Metternich'scher Beamter, 69.
Berger, Oberst, 100.
Berger Rudolf, 10.
Bergsport, 41, 101.
Berufswahl, 171 fg.
Beust, Graf, 180, 181, 188, 189.
Bezirksvorsteher von Ischl, 11.
Bibel 43 fg.
Bismarck, Fürst, 6, 48, 87.
Blumenthal Oskar Dr., 55.
Böhm-Bawerk R. v., 122.
Bombardiercorps, 5.
Borschke Andreas P., 121.
Borschke Franz Dr., 119 fg.
Brestel Dr., 25, 26, 99, 107, 140 fg., 159, 179, 190.
Březina Aristides Dr., 154.
Březina Moriz Dr., 124, 125.
Březina Severin Dr., 154.
Brücke Johann, 124.
Brücke Ernst R v., 124.
Bruderzwiste, 64.
Büchner Ludwig, 193.
Buliofsky Lila, 166.
Bürgerministerium, 25, 66, 164, 184 fg.
Bürgerspital, 14.

C.

Call Frh. v., 122.
Cavaliere ungarische, v. Arad, 29.
Ceylon, 72.

Chotek, Graf, 5, 6, 98.
Cicero, 160.
Christbaum, 190 fg.
Confessionelle Politik, 181, 182.
Cooper, Schriftsteller, 45.
Coxwell, Luftschiffer, 102.
Creditanstalt, österr., 27, 191.

D.

Dachstein, 149 fg., 175.
Daum Café, 26, 28, 49, 107
December-Verfassung, 197.
Dechant Norbert P., 119 fg.
De la Rocca Duc, 142, 163.
Dessauer, Componist, 93.
Deutsch-französischer Krieg, 48.
Deutschlands Einigung, 48.
Döbling, 70, 93, 105, 107.
Döbling Ortsfriedhof, 82, 188.
Donato, Tänzer, 142.
Dreher Anton sen. und jun., 153.
Dumreicher Frh. v. sen., 187.
„Dunkelmänner," 198.
Dworzak, Prof., 120, 121.

E.

„Ekkehard," 80.
Enderes R. v., 151.
Enzian, blauer, 155.
Epstein Julius, Pianist, 130.
Erzherzog Franz Karl, 52, 53.
Erzherzog Ludwig Victor, 52.
Erzherzogin Sophie, 52.
Erziehung, 2 fg.
Erziehungsanstalt, 36.
Erziehungshaus militär., 98, 100.
Erziehungskunst, 2 fg.
Eulenspiegel, 9.
Etienne Mich., 107, 179.

F.

Familiengruft, 82, 188.
Familienleben, 92.
„Faust," 22.
Felder Caj. Frh. v., 72, 99, 108.
Feldwebel, 100.
Ferdinand, Bedienter, 30, 137, 138.
„Finsterlinge," 198
Fischer Kuno, Philos., 194.
Fischhof Adolf Dr., 185, 186.
Frankfurts Annectierung, 50.
Frankfurter Parlament, 36, 48, 88, 89, 152.
Frankl Lud. Aug. R. v., 93, 94.
Französische Sprache, 95.
Frauen, 36.
Freiheit, 36.
Freund Gustav Dr., 89, 90.
Friedländer Max Dr., 107, 179.
Fünfzigste Geburtstage, 174, 175.
Füster, P., 163, 164.

G.

Gatscher Albert P., 125.
Gautsch Frh. v., 125.
„Geistkreise," 157, 164.
Geld, 191.
Gemüth, 35.
Genczig Dr., 147, 148, 150.
Genser Theodor R. v., M. Dr. 120, 125.
Gespensterfurcht, 195.
Gesundheitslehre, 101.
Giskra Dr., 67, 88, 164, 181, 186, 196.
Glanz Frh. v., 122.
Gmunden, 47, 55, 95, 146, 164 fg.
Godard Eugène, Luftsch., 102, 103.
Godard jüngerer, Luftsch., 102, 103.
Gold Franz, 69, 70.
Gold Isidor P., 69.
Goldmark Dr., 163, 164.
Görgen'sche Irrenanstalt, 70.
Gosau, 156.
Greuter Msgr., 180.
Griechenland, 71, 132.

Grillparzer, 45 fg., 49.
Groß Dr., Wels, 182.
Grobecker Anna, 163.
Großtante, 6, 14 fg., 67 fg., 115, 118.
Großvater väterl., 9.
Grübelei, 46, 74.
Gschwandner Sigismund P., 61, 62, 75, 125, 126.
Guillotine, 128.

H.

Hacker Victor R. v., Prof., 113.
Hallstatt, 151.
Hanna, Mähren, 9.
Harsch Leb Reb, 97.
Hartmann, Philos., 194.
Hauslehrer J., 24, 57 fg., 117. 133 fg.
Hauslehrer S., 24, 57, 59 fg., 117 135, 136.
„Hausmeister d. Salzkammergutes," 111.
Hauswirth Ernest Dr., Abt, 59, 126, 127.
Hebbel, 77.
Heimatsgefühl, 50.
Hein Robert und Victor Frh. v., 122.
Heine Heinrich, 109.
Helfert Jos. Frh. v., 164.
Hellmesberger Jos. sen., 130.
Herbst Dr., 67, 180, 186.
Herrenhaus, 124, 127, 175, 184, 186.
Hildebrand Dr., Journalist, 26, 107, 119, 179.
Himalaya, 72.
Hochgebirgsjäger, 41.
Homer, 43 fg.
Hye Anton Frh. v., 148, 149.

J.

Indianergeschichten, 40, 43.
Ischl, 47, 50 fg., 105, 106, 109 fg., 147, 153 fg., 161.
Ischler Berge, 51, 55.
Isolierung, 17, 21, 22, 24, 30, 31.
Jagd, 41.
Jaques Heinrich Dr., 66, 67, 107, 169, 177, 178, 188.
Jeiteles & Merores, 98.
Judenstämmlinge, 5, 6.

K.

Kafka Dr., 108.
Kaiser Franz Josef, 48, 52.
Kaiserin Elisabeth, 53, 175.
Kameraden, 40 fg., 65.
Kant, 62, 75, 98, 193.
Karabaczek, Prof., 121.
„Katzenmusik," 66.
Keller Gottfried, 2.
Kickh Clemens P., 125.
Kinsky Eugen Graf, 105.
Klapp Mich., 167.
Kleveta Dr., 154.
Klucky Dr., 70.
Koch Franz sen., 155.
Königgrätz, Schlacht, 48 fg.
Königsee, 163.
Koppel Dr., 52, 106.
„Krapfenwaldl," 103, 140.
Kratky Dr., 28.
Kremsierer Reichstag, 89.
Kriegsgebäude, 21.
Kudlich Hans Dr., 89, 91.
Kundmann, 82.
Kuranda Camillo, 122, 123, 179.
Kuranda Ignaz, 26, 93, 107, 179, 180.

L.

Langbathseen, 177 fg.
Lanner, 82.
La Pommerais, 183.

La Roche R. v., 167.
Lasser Frh. v. 142.
Latour Gf., Kriegsmin., 21, 164.
Laube Heinrich Dr., 152.
Lemberg-Czernowitzer Bahn, 169.
Lenau, 77, 140.
Leonsberg, 42, 111.
Leschetitzky Theodor, 153.
Liberalismus, 67.
Littrow v., Prof., sen., 99.
„Lohengrin," 130, 140.
Loidl, Steuermann, 55, 146.
Lomm, 167.
Luftschiffahrt, 102 fg.

M.

Magenta, 49.
Major S., 59, 60.
Mareta Hugo P., 125.
Marx Wilh. Frh. v., 99, 108.
Marzoll, 56, 57.
Materialismus, 193.
Mathematik, 5, 99.
Mauthner Eduard, 166.
Medicinisches Studium, 172, 173.
Meißner Alfred, 77, 167.
Melingo Achilles R. v., 150.
Memorandenstreit, 25, 66, 67, 185, 186, 189.
Metaphysik, 75.
Metternich Fürst, Staatskanzler, 34.
Meyer Charles, Pianist, 155.
Montgolfièren, 54, 105, 106.
Montleart, Prinzessin, 142.
Moysisovics E. v., Dr., 149.
Mutter 6, 92, 96.
Mutter Tod, 14 fg., 114, 115.
Muttersöhnchen, 63, 116.
Muttersöhnchen-Literatur, 73.
Mühlfeld v., Dr., 50, 118, 154.

N.

Napoleon I., 154.
Napoleon III., 170.
Nationales Empfinden, 50.
Nationale Frage, 184, 185.
Nationalgarde, 89.
Nestroy Johann, 52, 140, 174.
„Neue Freie Presse", 50, 136.
Neumann Leop., Frh. v., 123.
Neuwirth, Journalist, 159.
Nibelungenlied, 43 fg.
Nicola, 181.
Nussensee b. Ischl, 54.

O.

Obstruction, 185.
October-Diplom, 176.
„Odeon", 91.
Österreicherthum, 48 fg.
Ofenheim Victor R. v., 111, 169.
Olmütz, 5, 9, 10, 98.
Onkel aus Amerika, 10.
Onkel „berühmter", 156, 157.
„Ostdeutsche Post", 26, 179.
Otto, König v. Griechenland, 71.

P.

Pachmann R. v., 123, 182.
Papierdrachen, 105.
Patriotismus, österr., 48 fg.
Perger Heinrich v., Dr., 106, 107.
Pfarrkirche am Hof, 21, 22, 187.
Phantasien, 43.
Philipps, 123, 182.
Philosophie, 98, 193 fg.
Plener Ignaz E. v., 197.
Poesie, 43.
„Philister," 107.
Pollak Med. Dr., Ischl, 147.
„Ponnykanzlei," 28.
Potocki Alfred Gf., 66, 185.
Pott Max, Bräumeister, Ischl, 51, 52.
Prazak Frh. v., 186.
Preußen, 48.
Prossnitz, 5, 97.

R.

Ratkay, Mörder, 183.
Radsport, 41.
Regenti, Luftsch., 104.
Reichenbach Frh. v., 195.
Reichenhall, 35, 47, 50, 56, 162 fg.
Religion, 28, 194.
Revolutionsjahr 1848, 88 fg., 164.
Richter-Process, 27, 178.
Rieger Frh. v., 186.
Ris Onkel u. Tante, 70, 93.
Roulette, 162.
Rudigier, Bischof, 184.
„Rudolfinerhaus,“ 70, 93.
Rufinatscha Johann, Musiker, 28, 110, 128 fg., 166.
Russina Dr., Concipient, 93.
Ruston, Capitän, 146.
Rückert Friedrich, 115.

S.

„Sagenrichter,“ 156, 157.
Salzkammergut, 50 fg., 111, 145 fg.
Schafberg O. Ö., 42, 145.
Scharfrichter v. Arad, 28, 29.
Scheffel Victor v., 80.
Scherzer Karl R. v., 163.
Schindler Alex. Julius, 107, 159, 169, 170, 179.
Schinnagl Maurus P., 125.
Schmerling R. v. jun., 122.
Schmerling-Theater, 178.
Schönbrunn, 39, 140.
Schönerer Alexandrine v., 158.
Schönerer Georg, 158.
Schönerer Matthias R. v., 158.
Schönpflug Dr., 103, 104, 108.
Scholz Wenzel, 94, 95.
Schopenhauer Arthur, 194.
Schottengymnasium, 24, 59, 61, 119 fg.
Schubert Franz, 70, 140.
„Schulparlament,“ 122.
Schuselka-Affaire, 65, 176 fg.
Schuselka Franz Dr., 65, 66.
Schweiz, 36, 162.
Schwingenschlögl Rud. Dr., 137.
Seelenkrise, 78.
Seewald, Schuster, 101.
Shakespeare, 21, 130.
Silberstein August, 104.
Simony Friedrich, Prof., 151.
Sistierung der Verfassung, 158.
Smolka Franz Dr. 186.
Soldatenspiel, 100.
Sonnwendfeuer, 56.
„Spinnerin“ am Schafberg O. Ö., 42.
„Spinnerin am Kreuz,“ 183.
Svetlin Wilhelm Dr., 124.
Staatsprüfung, erste, 123, 125.
Stadtwohnung, 20 fg.
Steinbach Emil Dr., 6.
Steinkogl bei Ischl, 149.
Stern Karl P., 108.
Stirner Johann Dr., 28, 29.
Stöger Josef Dr., 29.
„Stockhaus,“ 90.
Strauß, Componisten, 82, 140, 143.

T.

Taaffe Eduard Graf, 6, 66, 157, 185, 186, 187, 189.
Tarokpartie, 106.
Tecumseh, Indianerhäuptling, 78.
„Tell Wilhelm,“ 45.
„Theeherren,“ 157.
Thusnelda, 29.
Tinti Frh. v., 176.
Todesfurcht, 193.
Todesgrauen, 23.
Todesstrafe, 183.
Traumleben, 31, 32, 39 fg.
Traunsee, 55, 56.
Traunstein, 146.
Tremel Dr., 110.
Triska, Schneider, 101.

Tuchlauben, 21.
Typhus, 80, 95, 165.

U.

Übermensch, 78.
Unger Josef Dr., 25, 123, 124.
Untersberg, 56.
Unsterblichkeit, 193, 194.

V.

Vater, Auswanderungsgelüste, 92, 93.
Vater, Berühmtheit, 73, 168.
Vater, Concipient, 91, 99.
Vater, Denken, 71, 75, 195.
Vater, Großmutter, 97.
Vater, Heiratsgedanken, 34, 35 fg., 38, 68, 113, 114.
Vater, Hof und Gerichtsadvocat, 88.
Vater, Jugend, 36, 97 fg.
Vater, Jugendliebe, 112, 113.
Vater, Krankheitsbeginn, 37.
Vater, Liebe zu den Kindern, 12, 33, 114.
Vater, Minister, 37, 121, 122, 180 fg.
Vater, Naturell, 87, 88.
Vater, Nervosität, 33.
Vater, Schenkelbruch, 37.
Vater, Sprache, 7.
Vater, Taubheit, 37, 66.
Vater, Tod, 37, 81, 82, 187 fg.
Veiß Stephan v., Sollicitator, 28.
Verdrüßze, 31 fg., 111.
Violand E. v., 163, 164.
Volkslied, 56.
Volksmann, 66.
Vormärzbildung, 59, 60.
Vormärzstimmung, 53.

W.

Wagner Richard, 129, 130, 166 fg.
Wallis Mr., englischer Rechtsanwalt, 109.
Wallner Johann, Bergführer, 151.
„Wanderer,“ 66.
Wehli Dr., 88, 89, 108.
Weidling am Bach, 103, 104.
Weidmann J. C., Topograph, 151, 152.
Weinhüter, 104.
Weißel Philipp Dr., 108 fg.
Weißel Edmund, Dr., 110.
Weißenbach am Attersee, 150, 151.
Weltanschauung, 193 fg.
Welträthsel 76.
Welträthselgefühl, 77.
Werndl, 169.
Wetterbeobachtung, 173.
Wienerwald 139 fg.
Winterstein Simon Frh. v., 153.
Wittek R. v., 122.
Wittelshöfer Dr., 179.
Wolfgangsee, 42.
Wolfgang St., 50, 125, 175.

X.

Xydi Dr., 69.

Z.

Zelinka Dr., 108.
Zeppelin Graf, Luftschiff., 102.
Zubermann, Lehrer, 132.

CT 995 .B4 A3
Im Vaterhaus
Stanford University Libraries

3 6105 041 342 291

CT
995
B4A3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

